BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36600929000010

<36600929000010

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. 9008. d.
Ph. U 214
Philos. Anthrop. Scr. varia. 1302.
R

Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik,

in ihren

jezzigen Verhältnissen,

zur

sittlichen und ästhetischen

Bildung der Deutschen.

Eine Preißschrift,

gekrönt von der litterarischen Gesellschaft der Humanität zu Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

Gottlob Benjamin Gerlach,

Feldprediger beym Königl. Preuß. Dragoner-Regiment von Katte.

Mit einem Kupfer.

Posen und Leipzig,

bey Johann Friedrich Kühn.

1804.

Das Kupfer wird baldigst nachgeliefert.

Multa renascentur, quae jam cecidere,
Cadentque, quae nunc sunt in honore.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zuschrift
an den
Inspector des Königl. Preuß. Pädagogiums
in Züllichau.
Herrn Wißmar.

Ihnen, verehrungswürdiger Freund, widme ich hochachtungsvoll diese Preisschrift. Sie waren mein erster Lehrer, dem ich meine wissenschaftliche und sittliche Bildung verdanke. Mehr als dieses Geständniß muß das gebildete Publikum die Nachricht interessiren, daß Sie das Königliche Pädagogium zu Züllichau, welches durch des Herrn Director Steinbarts Uebernahme eines Professorats in Frankfurt an der Oder fast ganz eingegangen war, durch Ihre unermüdete Thätigkeit gleichsam von neuem geschaffen und in Flor gebracht haben. Die vielen Zöglinge, welche seit 1780 unter Ihrem Inspectorat aus dieser Anstalt gingen, und, theuerster Lehrer, Ihrem rastlosen Eifer für die Jugendbildung mit mir so viel zu ver-

danken haben, werden, wenn diese Zuschrift ihnen zu Gesichte kommen sollte, mir gewiß von ganzem Herzen beypflichten.

Auch diese Schrift verdankt Ihnen gewissermaßen ihre Entstehung. Als ich vor etwa zwey Jahren das Glück hatte, mich mit Ihnen einige Stunden unterhalten zu können, ward in unserm Gespräche der hier abgehandelte Gegenstand erörtert. Die Wichtigkeit desselben beschäftigte auf der Rückreise, wo ich ganz allein meinen Gedanken nachhängen konnte, mein Nachdenken. Die von der verehrten litterarischen Gesellschaft der Humanität kurz vorher aufgegebene Preisfrage über eben dies Thema, brachte den Vorsatz, darüber zu schreiben, zur Reife. Nehmen Sie dies litterarische Product mit eben dem Wohlwollen, als meine frühern Schriften, auf.

Ueber den Inhalt dieses Werks füge ich nur eine nothwendige Anmerkung im Allgemeinen hinzu.

Der Kriticismus, als herrschende Schulphilosophie stützt sich bekanntlich, laut der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft p. XV,

auf die Infallibilität der aristotelischen Logik; diese ist aber seit Kurzem, als vermeinte Grundfeste der Philosophie, und als Schlüssel zur Erkenntniß der Wahrheit, sehr in Anspruch genommen worden. Indem man anfing, die Mängel derselben zu zeigen, so erschütterte man das darauf aufgeführte Gebäude der Transcendentalphilosophie in allen ihren Zweigen. Dies und noch mehr der Contrast der jüngsten Systeme des Kriticismus mit den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes hat das gebildete Publikum von seiner Vorliebe zu demselben sehr zurückgebracht. Vielleicht gelingt es einem scharfsinnigen Denker, durch den verbesserten Zustand der Logik ein helleres Licht, als Kant, über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse zu verbreiten, und dadurch manchen dunkeln Fleck im Gebiet der Gelehrsamkeit, der sich durch den Kriticismus durchaus nicht will erhellen lassen, aufzuklären. Im zweyten Abschnitt des ersten Theils dieses Werks habe ich einige Winke eingestreut, wie sich manche Dunkelheiten, welche durch

die kritische Methode zu philosophiren, über der Aesthetik ruhn, mit Glück verscheuchen lassen. Meine darüber angefangenen Untersuchungen habe ich seit der Vollendung dieser Preisschrift fortgesetzt. Sollte dieser Versuch von vorurtheilsfreyen und sachkundigen Gelehrten nicht ungünstig aufgenommen werden, so werde ich die Resultate davon in einer Schrift „Philosophie und Religion in ihren gegenseitigen Verhältnissen“ mittheilen.

Möge auch, theuerster Freund und Lehrer, dieser künftige Versuch Sie gesund und heiter antreffen, damit ich Ihnen dann die aufrichtige Versicherung wiederholen könne: daß ich Sie jederzeit schätzen und lieben werde.

Uebersicht des Inhalts.

Allgemeine Einleitung.

Erklärung der Preisfrage, deren Sinn und Humanität.

Erster Theil.

In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der Philosophie, als Schulwissenschaft, das Streben unserer Zeitgenossen, und besonders der mindergebildeten Stände Deutschlands, zu einer höhern, sittlichen und ästhetischen Kultur?

Erster Abschnitt.

Einfluß der Philosophie auf sittliche Kultur.

Einfluß aller Philosophien auf alle menschliche Angelegenheiten überhaupt, und der kritischen, als der jetzt herrschenden Schulwissenschaft, insbesondere.

Der Kriticismus hat das Streben nach höherer Moralität erleichtert und begünstigt. Durch seine Methode zu philosophiren hat er

I. die Aufmerksamkeit mehr wie vorher auf das Wesen der Moralität hingelenkt.

1) Indem er die theoretische Philosophie von der praktischen trennt;
2) allen Metaphysiken der theoretischen Vernunft die Ergründung der Wahrheit abspricht;
3) der praktischen Vernunft das Primat ertheilet, und ihr die Ergründung der Wahrheit zuerkennet.
4) Darstellung des wohlthätigen Erfolgs dieser Methode.

II. Er hat das Wesen der Moralität genauer bestimmt,

1) indem er die Moral von jedem theoretischen System unabhängig macht;

2) die dunkeln Aussprüche des moralischen Gefühls auf deutliche Begriffe bringt.

3) Darstellung der praktischen Philosophie des Kriticismus.

4) Anwendbarkeit desselben auf mindergebildete Stände.

III. Er hat die moralischen Triebfedern geläutert, und ihnen eine bestimmtere Würkung verschafft,

1) indem er alle materiale Triebfedern ausschließt, und nur die formalen erlaubt;

2) die moralische Religion begründet;

3) die Vernunftreligion mit dem Urchristenthum einstimmig macht.

4) Bemerkung, in wiefern dadurch in allen Ständen der Kriticismus gewürkt hat und würken kann.

Zweyter Abschnitt.

In wiefern erleichtert der Kriticismus, als Schulwissenschaft, das Streben der Zeitgenossen, selbst der mindergebildeten Stände Deutschlands, zu einer höhern ästhetischen Kultur?

Philosophie kann entweder auf die Manier der Kunstprodukte oder auf die Berichtigung der Geschmacksurtheile würken. Beydes, und letzteres vorzüglich, hat die kritische Philosophie gethan.

I. Sie hat die äesthetische subjektive Ansicht im Gegensatz mit der objektiv (teleologisch) philosophischen näher bestimmt, und als die beyden Hauptzweige der menschlichen Kenntnißart erwiesen, dadurch hat sie den Charakter des Schönen und Erhabenen genauer bezeichnet. Vermuthungen über die Dunkelheiten der Kritik der Urtheilskraft, Festsetzung eines Standpunktes, dieselbe aufzuhellen.

II. Parallele beyder Erkenntnißarten, der Gesetze der Vernunft und der Regeln der Phantasie, der ihnen entsprechenden teleologischen und ästhetischen Gegenstände, der Ideen und der Symbole des Erhabenen, der Begriffe, und der Charaktere des Schönen, der reinen Philosophie und des Unendlicherhabenen; der Methode bey beyden; Gründe für dies Verfahren. Wichtige Folgerungen, die daraus fließen.

III. Erörterung des Erhabenen, im Kantischen Sinn. In Beziehung auf die

Unangemessenheit der Phantasien-Bilder zu den Ideen der Vernunft; das Theoretisch-erhabene würkt nicht minder das Gefühl des Erhabenen als das Sittlicherhabene. Dieses würkt früher als jenes. Jenes aber früher als das Gefühl des Schönen.

IV. Erörterung des Schönen, Vergleichung mit dem Erhabenen, in Hinsicht der Darstellung und des Zwecks. Parallele zwischen einem logischen Begriff und einem Geschmacksbegriff in Schönheiten der Natur und Kunst. Der Begriff als Einheit bestimmt die Charaktere, das Mannichfaltige des Geschmacks, bewiesen aus den bildenden und redenden Künsten. Exposition der aufgestellten vier Momente des Schönen.

V. Ueber das Wesen, den Zweck und die Eintheilung der ästhetischen Künste. Schlußbemerkung.

Zweyter Theil

In wiefern erleichtert und begünstigt der jetzige Zustand der Gesetzgebung das Streben unserer Zeitgenossen, vorzüglich der mindergebildeten Stände Deutschlands, zu einer höhern sittlichen und ästhetischen Kultur?

Erster Abschnitt.

Einfluß der Gesetzgebung auf sittliche Kultur.

Die Geschichte bezeugt den Einfluß der Gesetzgebung, die Betrachtung der menschlichen Anlagen und das instinktartige Bestreben der Menschen zu allen Zeiten, dieselbe zu begründen und zu vervollkommnen, bestätigt denselben.

I. Der jetzige Zustand der Polizeygesetze:

1) Vermindert mehr als je die Gelegenheiten zu Unsittlichkeiten, durch Beförderung der äußern Ruhe, Erziehung der Waisen, Unterhalt der hülflosen Armuth, durch das Steuren der Betteley, durch Anlegung der Arbeitshäuser.

2) Befördert das Streben nach Sittlichkeit, durch Vermehrung der bürgerlichen Wohlfahrt und Geisteskultur; dies beydes geschieht durch vermehrte Gelegenheit zum Erwerb für Stadt- und Landbewohner, Denk- Preß- und Religionsfreyheit; durch Bildungsanstalten vorzüglich für die niedern Stände.

II. Der jetzige Zustand der Rechtspflege.

Ihr Gegenstand ist Ausmittelung der Rechte und deren Vollziehung. Sie würkt in den Ge-

setzen durch die Annäherung zum Gerechtigkeitsprinzip sehr vortheilhaft, vorzüglich für die niedern Stände, indem sie die Selbstschätzung der Personen, die Festigkeit des Eigenthums und mit ihnen die Mittel zur Versittlichung darbieten. Darlegung der preußischen Gesetze, in Hinsicht auf die mindergebildeten Stände. Die Vollziehung der Gesetze ist wirksamer, mehr wie sonst gegen Bestechungen gesichert, und daher wohlthätiger für den Armen.

III. Die Kriminaljustiz, welche die Strafen und groben Verbrechen ausmittelt, ist menschenfreundlicher, aber doch zweckmäßiger. Strafen werden Besserungsmittel, welche nur selten Todesstrafen anwendbar machen.

Zweyter Abschnitt.

In wiefern erleichtert und begünstigt die Gesetzgebung das Streben nach höherer ästhetischer Kultur?

Die Geschichte zeigt die Wirklichkeit des Einflusses der Gesetzgebung auf ästhetische Kultur, durch vermehrtem Wohlstand, Schätzung des Künstlers, Beförderung der Geisteskultur kommt sie hervor.

In Deutschland, besonders in den preußischen Staaten, wird die ästhetische Kultur bey

den gebildeten Ständen durch Ehre, Belohnung, Anlegung von Kunstschätzen, bey den minderge- bildeten aber durch die ästhetische Tendenz der Erziehung und der Bildungs-Anstalten für Künstler.

Dritter Theil.

In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der schönen Künste das Streben unserer Zeitgenossen, vorzüglich der minder- gebildeten Stände, zu einer höheren sittlichen und ästhetischen Kultur?

Erster Abschnitt.

Möglichkeit des Einflusses der schönen Künste aus den menschlichen Anlagen; Wirklichkeit desselben aus der Geschichte bewiesen. Der Zustand und Einfluß derselben auf die jetzige sittliche Kultur wird in folgenden Sätzen anschaulich gemacht.

1) Der jetzige bürgerliche Zustand bildet mehr den Sinn für das Schöne als das Erhabene.

2) Die zunehmende Intellektualität ver-

mindert den Einfluß der schönen Künste auf Moralität.

3) Der jetzige Grad der Geisteskultur verstattet höchstens nur den redenden Künsten in allen ihren Zweigen Einfluß auf die sittliche Bildung.

4) Bemerkungen über die Art und Weise, wie bey den mindergebildeten Ständen die schönen Künste zu Gunsten der Sittlichkeit würken können.

Zweyter Abschnitt.

In wiefern erleichtern und begünstigen die schönen Künste das Streben nach höherer ästhetischer Kultur?

Zustand der schönen Künste, woher der jezzige Charakter derselben entspringt.

1) Die redenden Künste haben den Styl der Schriftsteller und der Geschäftsmänner verbessert, und die Stylübungen zweckmäßiger gemacht.

2) Die bildenden Künste haben die Baukunst, Gartenkunst, die Formen des Hausgeräths, des Geschirres und der Kleidung, selbst im Militairstande, veredelt.

3) Der Ton in größern Gesellschaften und kleinen Zirkeln hat sich mit dem zunehmenden Geschmack verbessert.

4) Die Meisterarbeiten der Tonkunst haben die Liebe zur Instrumental- und Vokalmusik sehr vermehrt.

5) Schlußbemerkung über die schönen Folgen eines in der Zukunft möglichen Vereins der intellektuellen Kultur mit der ästhetischen.

Einleitung.

Einer Gesellschaft literarischer Menschenfreunde, welche thätigen Antheil an allem nimmt, was die Menschheit veredeln kann, muß es sehr wichtig seyn, zu wissen, in welchem Verhältniß die jetzt herrschende Philosophie, schöne Kunst und Gesetzgebung, zum höchsten Zweck der Menschheit, ihrer Veredlung durch Moral und Aesthetik steht. Die von derselben aufgeworfene Preisfrage faßt dasselbe sehr scharf ins Auge: und indem sie zu Gunsten der mindergebildeten Stände erörtert wird, so bezeichnet sie von selbst die Humanität der Literaten, die sie aufwarfen. Ich werde den Sinn derselben, der unabhängig von Worten für sich selbst besteht, in ein anderes Gewand gekleidet darstellen; damit der Preisrichter

um desto besser urtheilen könne, in wiefern der Verfasser den Sinn der Frage begriffen habe.

In dem perfectibilen Charakter der Vernünftigkeit liegt eine Tendenz zum Wahren, Guten und Schönen. Dieselbe äußert sich mehr oder weniger selbst in den mindergebildeten Ständen, vorzüglich jetzt unter den gesitteten Nationen Europens. Da Philosophie, Gesetzgebung und die schöne Kunst, einen sehr großen Einfluß auf das Streben nach jenem Ziele hat, das die Vernunft, vermöge des ihr verliehnen Wesens, sich gleichsam von selbst aufsteckt, so frägt es sich, in wiefern der jetzige Zustand der herrschenden Schulphilosophie, der Gesetzgebung und schönen Kunst, das Streben der Menschheit darnach, durch Wegräumung der demselben entgegenstehenden Hindernisse nicht nur erleichtert, sondern auch durch die Hülfsmittel, die sie darbietet, unterstützt und begünstigt habe. In unserm Zeitalter, wo die Gelehrten und Ungelehrten nicht mehr wie ehemals durch eine furchtbare Kluft getrennt sind, jene nicht mehr aus einen stolzen Wahn die Schäzze der Weisheit in der Sprache Latiums aufbewahren, sondern in der Muttersprache mittheilen; jetzt, wo sie sich bemühen, durch populaire Schriften das Volk zu sich herauf zu ziehn und zu bilden, kann man allerdings fragen: in wiefern die

mindergebildeten Stände durch Wissenschaft und Kunst veredelt, und in ihrem Streben nach dem Wahren, Guten und Schönen von den jetzigen Gelehrten unterstützt und begünstigt werden. Vor einem halben Jahrhundert hätte wohl schwerlich eine gelehrte Akademie die Preisfrage der Humanitäts-Gesellschaft aufgeworfen; und nach dem damals herrschenden stolzen Wahn der Literaten nicht aufwerfen können.

Ich werde nun nach dieser kurzen aber nothwendigen Einleitung mich sogleich an die Beantwortung der Preisfrage wenden, und nach dem darin gegebenen Fingerzeig, zuerst von der jetzt herrschenden Philosophie, dann von der Gesetzgebung und schönen Kunst, und ihren Einfluß auf das Streben nach Sittlichkeit und Schönheit sprechen.

Die Abhandlung zerfällt daher von selbst in drey Theile; und jeder derselben wieder in zwey Abschnitte, wovon der Erste sich auf die sittliche, der Zweyte sich auf die ästhetische Kultur bezieht.

Erster Theil.

In wiefern erleichtert oder begünstigt der gegenwärtige Zustand der Philosophie als Schulwissenschaft, das Streben unserer Zeitgenossen und besonders der mindergebildeten Stände Deutschlands zu einer höheren sittlichen und ästhetischen Kultur?

Zuvor, ehe ich die Frage selbst beantworte, will ich von der Philosophie und deren Einfluß überhaupt, und von den eben so großen und raschen Würkungen des Criticismus, als der jetzt herrschenden Schulwissenschaft, auf das jetzige Zeitalter insbesondere sprechen.

Die Philosophie überhaupt, als Inbegriff derjenigen Kenntnisse, die man, zufolge angenommner und für gewiß geglaubter Grundsätze,

für wahr hält *), ist gleichsam die Grundwissenschaft, wornach, als einem sichern Maaßstabe, alle Einsichten, die man erwirbt, und alle Erfahrungen, die man macht, beurtheilt und gewürdigt werden. Sie ist hier, wie die Gelehrten sagen, als ein Philosophem im subjectiven Sinn genommen. Es können (subjectiv) viele Philosopheme, aber es kann nur (objectiv) eine Philosophie als erste Grundwissenschaft geben. Die, wenn auch oft sehr dunkeln Grundideen in derselben, eröffnen neue Aussichten, andere Menschen und sich, weiser, besser und glücklicher zu machen. Das bessere Wissen zieht gewöhnlich den Wunsch nach sich, die Wirklichkeit, die so weit hinter jenen Idealen zurück ist, durch Reformen zu veredeln. Sie verbreitet ihren Einfluß über alle menschliche Angelegenheiten, und bringt mächtige Würkungen in derselben hervor. In der Religion hat sie die Reformation herbey geführt, den Aberglauben verscheucht, die schädlichen Institute der Hierarchie zerstört, und sich auf den Thron des religiösen Glaubens gesetzt. In der Gesetzgebung hat sie Hexenprozesse aufgehoben, die Folter abgeschafft, die Toleranzacte dictirt, und die

---

*) Ob wirklich oder eingebildet wahr, bleibt hier unentschieden. Mit der richtigen Realdefinition entsteht zugleich die allein wahre Philosophie.

Freiheit zu Denken und zu Schreiben als ein heiliges Palladium der Menschheit aufgestellt. In der Erziehung hat sie das Naturwidrige verbannt und die harmonische Bildung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten befördert. In der Naturlehre hat sie das Geheimniß der Natur enthüllt, und die Kräfte derselben zum Nutzen und Vergnügen der menschlichen Gesellschaft anzuwenden versucht.

Ich habe hier nur im Allgemeinen von dem mächtigen Einfluß der Philosophie auf alle Zweige menschlicher Kenntnisse gesprochen, um mir den Weg zur Beantwortung der Preisfrage dadurch zu bahnen. Ich würde mich länger hierbey verweilen, wenn ich nicht glaubte, daß selbst das Wichtige und Interessante seinen Werth verlöhre, wenn es am unrechten Orte steht. Daher wird eine edle Frucht, die unter einer andern vielleicht minder edlern, aber an der ihr nicht zukommenden Stelle steht, als Unkraut anerkannt und weggeschafft. Es folgt aus jenem unverkennbaren Einfluß, den die Philosophie überhaupt auf alle menschliche Angelegenheiten gehabt hat, daß auch jede herrschende Zeit-Philosophie insbesondere, in sehr vielen Dingen auf die menschlichen Gemüther gewürkt haben werde. Bakow und Locke in England, Rousseau und Voltaite in Frankreich, Leibnitz und Wolff in Deutschland, haben

auf ihre Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß gehabt. In den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts hat sich in Deutschland die Schulphilosophie des Kriticismus über alle herrschende Systeme emporgeschwungen, in kurzer Zeit sich der Mehrheit der Gelehrten und Ungelehrten bemächtigt, und auf dieselben eine eben so rasche als starke Würkung geäußert. Ich verstehe unter dem Kriticismus hier alle philosophischen Systeme, von dem negativen Dogmatismus der Kritik der reinen Vernunft an bis zum strengsten Idealismus der Fichtisch-Schellingeschen Schule. Er hat bey dem zu metaphysischen Grübeleyen geneigten Deutschen, welcher weder an den unhaltbaren Demonstrationen des unkritischen Dogmatismus, noch an dem unphilosophischen Synkretismus (der die Wahrheit überall findet und daher nirgends antrifft) Genüge fand, schnell Eingang gefunden; sich der meisten philosophischen Lehrstühle bemächtigt, und unzählbare Anhänger, denkende Verehrer, und gläubige Jünger gefunden. Der Kriticismus überhaupt ist in Deutschland zwar nicht die allein herrschende, aber doch die fast allgemein geltende Schulphilosophie. Die Deutsche allgemeine Bibliothek, die scharfsinnigen Einwürfe eines Schwab, die Metakritik eines Herders, der scharfsinnige Skepticismus Aenesidems und Maimons, scheinen ihren Glanz noch

mehr verherrlicht zu haben, indem sie die Vertheidiger derselben, welche, wenn auch nicht zu den gelehrtesten, doch zu den scharfsinnigsten Köpfen Deutschlands gehörten, zwang, alle zweifelhafte Sätze genauer und deutlicher zu bestimmen, die allgemein ihr zum Grunde liegenden Principien aufzusuchen, und systematisch durch dieselben die Wahrheit zu begründen. Alle Gegner des Kriticismus bestritten einzelne Stellen, widerlegten den Buchstaben, und ließen den Geist unangefochten. Die kleinen Steine, welche aus dem großen Gebäude der Philosophie herausgerissen wurden, beschädigten und veränderten nicht das Ganze. Die Bewohner desselben blieben ruhig, flickten den kleinen Schaden aus, und stellten dem Siegesgeschrey der Gegner den Vorwurf der unkritischen Ignoranz entgegen. Kant hatte eine neue Ansicht der Anwendung der Vernunft in Hinsicht des Wissens und Erkennens zum Grunde gelegt, indem er aus der vom Aristoteles gegründeten Logik die Kategorien-Tafel heraus deduzirte, und auf sie synthetische Urtheile a priori begründete. Nur eine wahrere und noch tiefer gehende Begründung der Anwendung des Denkens, welche zugleich die Unhaltbarkeit der vorigen Versuche einleuchtend darthun kann, vermag den Kriticismus in der Grundfeste zu erschüttern. Ein Deutscher am Nekkarstrom hat auf eine ge-

nialische Weise diese Arbeit versucht. Durch dieselbe hat er einen der grösten Vertheidiger der kantischen Philosophie zu seinen Schüler und sogar zu seinen Apostel gemacht. Unterstützt von diesen beyden kühnen Gegnern, werden nun tausend kleine philosophische Insekten herbeyeilen, um den ehrwürdigen Stammbaum des Kriticismus zu benagen, bis er endlich auf den Boden stürzt *) und seine unzähligen Sprößlinge mit ersticken wird.

Ich war mit meinen Gedanken in eine Zukunft hingeeilt, von der die Gegenwart den Keim in sich trägt. Noch herrscht Kants Schulphilosophie vorzugsweise über die Gemüther. Keine darf sich rühmen, so schnell und so bestimmt in einigen Dezennien gewürkt zu haben. Nach kritischen Prinzipien entwirft man idealische Staatsverfassungen, erdichtet man platonische Republiken, faßt man Gesetzbücher ab, erbaut man neue Rechtslehren, erklärt man religiöse Urkunden, schreibt man Aesthetiken, Gedichte, Romane, hält man Predigten zum Volk, erzieht man öffentlich und privatim die Jugend. Es läßt sich also schon zum Voraus erwarten, daß sie einen

*) Der negative Gewinn wird ewig bleiben, während der positive ephemerisch dahin schwinden wird, wie man jetzt schon sieht.

weit ausgebreiteten Einfluß auf Moral und Aesthetik gehabt haben werde. Ihre Methode zu Philosophiren hat eine ganz moralische Tendenz; und daß diese ihr eben überall Eingang verschafft habe, gestehen selbst die Feinde des Kriticismus zu; nur mit dem Zusatz, daß der dazu eingeschlagene Weg nicht auf eine philosophische Weise durch folgerechte Schlüsse aus allgemein geltenden Prinzipien dahin leite, daß zu einem sehr löblichen Zweck sehr untaugliche Mittel führen.

Es frägt sich nun, in wiefern eine Schulphilosophie überhaupt, und also auch der Kriticismus das Streben selbst der mindergebildeten Stände zu einem höhern Grad der moralischen und ästhetischen Kultur leiten kann, und wirklich schon geleitet hat.

Erster Abschnitt.

In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der Philosophie als Schulwissenschaft das Streben unserer Zeitgenossen und besonders der mindergebildeten Stände Deutschlands zu einer höhern sittlichen Kultur?

Jede Philosophie, welche das Streben nach Sittlichkeit erleichtern und begünstigen will, muß

I. durch ihre Methode zu philosophiren, mehr wie vorher, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf das Wesen der Moralität hinlenken;

II. den moralischen Charakter der Menschheit schärfer bestimmen;

III. die Motive der Tugend läutern, und dadurch den sittlichen Maximen eine bestimmtere und größere Würkung verschaffen.

Wenn der Kriticismus diese Forderung befriedigt, so kann er die jetzigen Zeitgenossen auf eine höhere Stuffe der Moralität bringen.

I. Hat der Kriticismus die Aufmerksamkeit für Sittlichkeit durch seine Methode zu

Philosophiren erhöhet? Diese Frage wird hier bejahet und mit folgenden Gründen unterstützt. Kant theilte die Philosophie in zwey Haupttheile, in die theoretische und in die praktische; weil die Vernunft denken, und durch Gedanken sich zum Handeln bestimmen kann; oder, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, Verstand und Willen hat. Er trennte beyde, doch so, daß die Resultate der theoretischen auf die der praktischen Vernunft führen, und diese letztere die erstere gewissermaßen begründen. Das Resultat der Kritik der reinen Vernunft fällt dahin aus, daß eine Metaphysik, oder ein dogmatisches System der Philosophie, unstatthaft, und daß die theoretische Vernunft unvermögend sey, einen ersten Grundsatz als Prinzip aufzustellen, woraus sich alle Wahrheit mit Gewißheit herleiten lasse. Man kann dieselbe ein negatives System nennen. Sie legt nämlich gewisse, nach ihrer Meinung unbezweifelte Grundideen und Begriffe, reine Anschauungen, Kategorien und synthetische Grundsätze a priori zum Grunde, aus welchem sie nach dem logischen Satz des Widerspruchs apodictisch folgert, daß ihre Ansicht der Anwendung der Vernunft auf Erkenntnisse richtig und unumstößlich sey. Diese Behauptung hat sie indeß mit jeder Schulphilosophie gemein. Man muß zwey Haupt-Partheyen der kritischen Philosophie unter-

scheiden. Die eine ist mit dem negativen System der Transszendental-Philosophie zufrieden, und philosophirt nur in dem Geist derselben; die andere Parthey begnügt sich nicht mit einem negativen System, welches darthut, daß es keine Metaphysik, d. i. kein System der reinen Philosophie geben kann, weil der, welcher Wahrheit sucht, an Wahrheit glaubt, und der Meinung ist, daß wenn eine Kritik der r. V. systematisch sich begründen lasse, auch wohl durch herbeygeschaffte Grundlagen und Stützen, endlich ein System der reinen Philosophie werde aufgeführt werden können (Siehe die Vorrede zur Kritik der Urtheilskraft p. V.). Daher entsprang Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens, Bouterwecks Apodiktik und Fichtes Wissenschaftslehre. Aber umsonst! der Kriticismus erkennt jedes metaphysische System für unstatthaft nach seinen Prinzipien. Soll das reine Ich das Prinzipium seyn, so stehen ihm die Paralogismen entgegen. Soll die Gottheit der Grund des Systems werden, so verbieten es die Antinomien. Ueberdies behauptet die praktische Vernunft das Primat. (Kr. d. pr. Vern. p. 239.) Jedem unhaltbaren Dogmatismus folgt der Scepticismus als ein unerbittlicher Feind, der grimmig jede philosophische Veste, die sich für unüberwindlich erklärt, ohne es wirklich zu seyn, zu erobern und zu zertrümmern

sucht. Das ist in der philosophischen Geschichte überhaupt und in der Periode des Kriticismus besonders sichtbar. Die Theorie des Vorstellungsvermögens schwand durch Maimons und Aenesidems Einwürfe innerhalb einiger Jahre beynahe in völlige Vergessenheit. Von der Wissenschaftslehre sagt der Vater der Kritik selber (Intelligenzblatt der A. Litt. Zeitung No. 109. 1799): sie sey ein gänzlich unhaltbares System und nichts mehr und nichts weniger als bloße Logik. Die willkührliche Voraussetzung, die sterilen Folgerungen (welche freylich auch bey den Consequentisten Idealisten nicht anders seyn konnten) haben derselben keinen großen Anhang verschafft. Die genialische Apodiktik von Bouterwek erliegt unter Reinholds tiefsinniger Widerlegung. Alle diese unleugbaren Thatsachen beweisen unwidersprechlich, daß nach kritischen Prinzipien die theoretische Vernunft kein philosophisches System begründen kann und soll, weil sonst das Gebäude und das Primat der praktischen Vernunft unnütz und vergebens, und also auch noch wohl am Ende der ganze Kriticismus selbst zum Philosophiren untauglich seyn würde. Die negativen Resultate der Kritik sollten nur bis an die Pforten des praktischen Vernunftglaubens führen, und demselben, nach Wegräumung aller Schwierigkeiten, vergönnen, ein System nach seinen praktischen

Bedürfnissen zu bauen. Auf diese Behauptung mußte der Königsbergische Weltweise mit Recht bestehen. Zum Theil lebte sein Zeitalter in Gleichgültigkeit gegen alle philosophische Systeme, zum Theil hatten die Skeptiker den Glauben an jede philosophische Erkenntniß der Wahrheit wankend gemacht. Er sahe wohl ein, daß nach dem Zustand der Logik, die er für einen Schlüssel der Wahrheit und als eine seit Aristoteles Zeiten vollkommen gegründete Wissenschaft hielt, alle unhaltbaren Systeme entstanden waren. Auf der theoretischen Vernunft könne also und dürfe nicht länger die philosophische Ueberzeugung der Denker beruhen, wenn nicht Moralität und Religion ganz aus den philosophischen Schulen schwinden, und von ihnen aus in den höheren und niederen Ständen ein verderblicher Indifferentismus gegen alles Wahre, Gute und Schöne sich verbreiten sollte.

Nach allen schon vorhergegangenen Versuchen der Philosophen, die Wahrheit zu ergründen, waren alle mögliche Systeme der theoretischen Vernunft aufgestellt worden. Nur noch eine Art der Begründung der Wahrheit war möglich, nämlich die durch Prinzipien der praktischen Vernunft. Der Scharfsinn des Königsbergischen Weltweisen entdeckte sie und stellte sie auf. Hier glaubte er nun den ächten Probierstein aller Wahrheit und

Gewißheit gefunden zu haben. Indem er bemerkte, daß ein solches System ein Bedürfniß für seine Zeitgenossen war und wichtige Folgen für die Veredlung der Menschheit darinnen enthalten waren, so entflammte in ihm ein Enthusiasmus, der alle Schwierigkeiten, welche die Transcendental-Philosophie begleiteten, überwand. Wenn längst in kommenden Zeiten der jetzt herrschende Kriticismus historisch geworden seyn wird, so wird der Erfinder desselben in der ersten Reihe der Philosophen neben dem Aristoteles, seinen großen Geistesverwandten, glänzen. Er hat zwar Einförmigkeit, vorzüglich bey seinen Anhängern, dem Buchstaben nach, in der Gelehrsamkeit erzeugt (denn er selbst ist mit eben so mannichfaltigen als gründlichen Kenntnissen ausgerüstet); aber das überwiegende Gute verbirgt diesen übeln Umstand. Wo ist wohl überhaupt etwas Gutes in dieser Welt, daß nicht einige Uebel in seinem Gefolge hätte?

Daß Kant wohlthätig auf seine Zeitgenossen würkte, und, indem er ihre Aufmerksamkeit von der Metaphysik weg und hin zu einer praktischen Philosophie leitete, ihnen das Streben nach Sittlichkeit erleichterte und begünstigte: wird uns der Zustand der sittlichen Kultur, in welchem er das gebildete Europa antraf, näher beurkunden.

Philosophie und Religion hatten sich in die Herrschaft über die Gemüther getheilt. Jene herrschten in den obern, diese in den niedern Ständen. Durch die sich immer weiter ausbreitende Popular-Philosophie verlor die Religion immer mehr Anhänger. Der größte Theil wollte schlechterdings nur das glauben, was er philosophisch wissen konnte. Da nun nach dem gangbaren System Gott und die Ewigkeit unerweisbar, und die Gründe dafür unhaltbar schienen, und die strenge Moral aus der Mode kam; so entsprang eine Mode-Philosophie, welche die Wahrheit in einer ganz andern Region, als in dem Glauben des Herzens, in Sittlichkeit und Freyheit und Unsterblichkeit suchte. Jede religiöse Wahrheit sollte nun einmal ein erfundener Aberglaube seyn, der zu einem Zaum für die Zügellosigkeit des Pöbels taugte, und eine tröstende Sentenz für die Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft wäre. Ich will nicht gerade sagen, daß diese Denkungsart durchgängig und überall herrschend war. Man nahm mit Entzücken die Schriften eines Jerusalems auf, welcher in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion, mit dem Rednerschmuck eines Cicero, die energische und schmucklose Würde eines Demosthenes vereinigte. Reimarus schrieb ein Buch über die natürliche Religion, welches

noch jetzt geschätzt und gelesen wird, weil er sehr glücklich die Aussprüche des moralischen und religiösen Gefühls vertheidigte. Man nahm Mendelsohns Phädon und dessen Morgenstunden, in welchen er Religiosität und Sittlichkeit eben so schön als gründlich empfahl, mit allgemeinem Beyfall auf. Aber vergebens schrieben deutsche Weise diese geschätzten Werke. Die Mehrheit der Denker neigte sich zu der in Frankreich herrschenden Meinung hin, daß Religion ein Aberglaube, und sittliche Selbstverläugnung eine Chimäre wäre; daß die Philosophie, anstatt metaphysischer Grübeleyen und statt vieler Nachforschungen nach Prinzipien, nur eine zierliche und populaire Gründlichkeit behaupten, und sich durch treues Anschmiegen an alle Wünsche der Zeitgenossen empfehlen und dadurch ihren Werth beurkunden müsse. Diese herrschende Meinung war aber wohl nicht dazu geneigt, die sittliche Kultur zu befördern. Sie hemmte dieselbe vielmehr, indem sie den Egoismus und den ihm nah verwandten Eudämonismus zur Herrschaft über die Gemüther verhalf. Ein jeder, der der Religion entsagte, (und die Anzahl derselben war bey der eingerissenen Mode, auch hierin sich den Franzosen gleich zu stellen, sehr bedeutend) bekannte sich zu jenem gangbaren System, und war auf eine eben so angenehme als leichte Weise ein Welt-

weiser geworden *). Denn es war leicht zu begreifen, und indem sie dem thierischen Menschen, dessen Wünschen und Hoffnungen schmeichelte, sehr annehmlich zu machen. Eben deshalb ward sie unter der Mehrheit so leicht herrschend. Edle und tieffühlende Männer suchten den niedern Egoismus durch den Eudämonismus zu veredeln. Sie bewiesen, daß Tugend nur allein zur Glückseligkeit in diesem und zur Seligkeit in jenem Leben führt. Daher fand Steinbarts Glückseligkeitslehre, welche den Egoismus durch das Christenthum veredelte, sehr viel Eingang. Indem er die Modephilosophie zum Grunde legte, leitete er wenigstens den bessern Theil der Nation, der seine hohe Bestimmung für Wahrheit und Tugend fühlte zu höhern und der Sittlichkeit günstigern Resultaten. Diese und ähnliche Männer, sich ihres dem Zeitalter angemessenen Philosophirens bewußt, konnten mit Ernst und Eifer den Egoismus vertheidigen. Aber sie hatten die philosophische Consequens ihrer guten Absicht aufgeopfert. Die deutschen Philo-

*) Daß jene Popular-Philosophen um die Extension der Verstandeskultur, um die Verbreitung der Kenntnisse unter die mindergebildeten Stände, große Verdienste haben, wer wollte das bestreiten? Hier ist nur in moralischer Hinsicht die Rede.

sophen dieser Periode überhaupt waren besser als ihre Philosophie. Der größte Theil des philosophischen Publikums blieb seinem sensualistischen System getreu, das ein großer König durch seine Schriften nur noch gangbarer machte und in die niedrigsten Stände verbreiten half. Wer dem Religions Indifferentismus nachspüren will, muß hier nachfragen, wenn er gründliche Resultate erhalten will. Die Moral hatte sich in dieser Philosophie in eine Klugheitslehre verwandelt, wo die Tugend höchstens ein Hauptmittel zu der Glückseligkeit ausmacht. Selbst nach Steinbarts Erklärung ist wahre Weisheit nichts anders, als die Wissenschaft und Fertigkeit, sein Leben aufs beste zu benutzen. Der Zweck war hier nothwendig, aber die Mittel waren beliebig. Jeder bildete sich seine Idee von der Glückseligkeit, je nachdem er Verstand und Vermögen, stumpfe oder reizbare Sinne hatte, in der Jugend oder im Alter sich befand. Es war wohl in der That keine für die Menschheit ersprießliche Philosophie *), die anstatt die Tugend zur Hauptsache des Lebens und Versittlichung zum letzten Zweck der Menschheit

*) Wie tief der die Moralität verderbende Materialismus in theologische und pädagogische Systeme schon gedrungen war, ist bekannt.

anzunehmen, dieselbe nur als ein beliebiges und selten nur als ein nothwendiges Mittel zur Glückseligkeit aufstellte. Die Folgen davon wurden bald sichtbar. Die geläuterten und von Irrthümern gereinigten Vorstellungen in den religiösen Systemen hatten einen Stolz erzeugt, der mit einer hohen Selbstgenügsamkeit auf die guten Thaten religiöser Männer, die man im protestantischen Deutschland sehr zahlreich antraf, als auf einen frommen Wahn und auf eine zwar gute aber seltsame Thorheit herabsah. Aber ihr Eifer für die Ehre Gottes hatte die Eigenliebe gezwungen, sich mit ihrer Glückseligkeit zu vergessen, und mit edler Selbstverleugnung für edle Zwecke sich selbst aufzuopfern. Sie verschmähten den Genuß der Glücksgüter, und entsagten der Weichlichkeit des Wohllebens, um Liebeswerke zu verrichten. Man sahe sie Hospitäler für abgelebte Greise, Krankenhäuser für die unverschuldete Armuth und Zufluchtsörter für vaterlose Waisen errichten. Was thaten aber die weit aufgeklärtern (nicht Gelehrtern) Anhänger des Eudämonismus *)? Hat bey ihnen wohl ein reger Eifer

*) Sonderbar ist es, daß einfältige Religiosen auch jetzt noch vorzugsweise die meisten und bedeutendsten Liebeswerke verrichten. Man nehme die Ver-

für das Gute und Edle sie bewogen, ihren geistigen und sinnlichen Genuß aufzuopfern? Denn die negativen Tugenden, welche Gesetze, Künste, Humaniora und eine stille ruhige Lebensart erzeugten, können nicht für wahre Sittlichkeit gelten. Wenn man den Baum an den Früchten erkennet, so hat sich die Mehrheit der Gebildeten in sittlicher Hinsicht verschlimmert. Ich will hier die Schilderung eines Schillers in dem fünften Brief über die ästhetische Erziehung der Menschen für mich sprechen lassen.

„In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, „und welche Gestalt ist es, die sich in dem Dra„ma der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilde„rung, dort Erschlaffung: die zwey Aeußersten „des menschlichen Verfalls, und beyde in einem „Zeitraum vereinigt! — — —"

„In den niedern und zahlreichen Klassen „stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich „nach aufgelößten Banden der bürgerlichen Ord„nung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu „ihrer thierischen Befriedigung eilen. — — —

---

zeichnisse der Wohlthäter öffentlicher Anstalten zur Hand, und überzeuge sich.

„Auf der andern Seite geben uns die civili-
„sirten Klassen den noch widrigern Anblick der
„Schlaffheit und einer Depravation des Charak-
„ters, die desto mehr empört, weil die Kultur
„selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht
„mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Be-
„merkung machte, daß das Edlere, in seiner
„Zerstörung, das Abscheulichere sey; aber man
„wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus
„dem Natursohne wird, wenn er ausschweift,
„ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein
„Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Ver-
„standes, deren sich die verfeinerten Stände
„nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Gan-
„zen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die
„Gesinnung, daß sie vielmehr die Verderbniß
„durch Maximen befestigt. Wir verleugnen die
„Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um
„auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren,
„und indem wir ihren Eindrücken widerstreben,
„nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an.
„Die affektirte Decenz unsrer Sitten verweigert
„ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in
„unsrer materialistischen Sittenlehre, die ent-
„scheidende letzte einzuräumen. Mitten im
„Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der
„Egoism sein System gegründet, und ohne ein
„geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren

„wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der „Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen „wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl „ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren „Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten „wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbst- „genügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zu- „sammen, das in dem rohen Naturmenschen noch „oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer „brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes „Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. „Nur in einer völligen Abschwörung der Em- „pfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen „Schutz zu finden, und der Spott, der den „Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit „gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die „Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu sez- „zen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns „ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande „des physischen schnüren sich immer beängstigender „zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den „feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und „die Maxime des leidenden Gehorsams für die „höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man „den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und „Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, „zwischen Superstition und moralischen Unglau- „ben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht

„des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Gren-
„zen setzt *).“

Hier sieht man ein lebendiges Gemälde der kultivirten Welt im achtzehnten Jahrhundert. Hier Aberglauben, dort Unglauben. Man kennt die schrecklichen Würkungen des ersten, und hat ihn mit sehr starken Pinselstrichen geschildert, weil die Geschichte die Farben dazu her gab. Aber sollte der moralische Unglaube weniger Unheil anrichten? Zwar schweigt die Geschichte von der Mehrheit des Volks, aber sie zeigt uns unter den römischen Prälaten des päpstlichen Hofes, vorzüglich zu den Zeiten Alexanders des Sechsten, ein schreckliches Gemälde von einem frevelnden Muthwillen, der menschliche und göttliche Gesetze zu Boden trat. Jetzt schleicht derselbe aus den Pallästen der Großen in die Häuser der niedrigsten Menschenklassen, und fängt an hier nicht minder schreckliche Scenen jetzt, als ehemals der Aberglaube, zu zeigen. Gewissenlosigkeit wird allgemein, um dem Götzen der Zeit, der Sinnlichkeit zu fröhnen. Unglückliche Ehen, vielfälti-

*) In wiefern die schöne Kunst den moralischen Gebrechen der Menschheit abhelfen kann und soll, wird weiter unten, wo vom Einfluß der schönen Kunst auf Moralität gesprochen wird, erörtert.

ge Ehescheidungen, verwahrloßte Kinderzucht, und Selbstmord finden jetzt mehr wie ehemals unter dem großen Haufen Statt. Ohne Zweifel erzeugte er beym Ausbruch der französischen Revolution sehr viele Greuelthaten. Ist es nicht ein trauriger Gang der intellectuellen Kultur, daß man den Aberglauben nur verläßt, um sich desto ruhiger dem Unglauben zu überlassen? Ehemals erzeugte das edle Christenthum eine Mönchs-Moral und Religion, welche diese Welt sammt ihren Gütern und Freuden verschmähen, und nur die ewigen Freuden des Himmellebens begehren lehrte. Man reformirte und lehrte die Menschen die Güter dieses Lebens besser würdigen, und diese irrdische Existenz höher schätzen. Man glaubte hier in diesem Punkt nicht weit genug gehen zu können. Dadurch ist es endlich so weit gekommen, daß man nur das glauben will, was man sieht, und nur für dieses Erdenleben, und hier nur um des sinnlichen Genusses, leben will. Daher der Beyfall des sensualistischen Moral-Prinzips. Hier ist also die Menschheit in ein anderes Extrem gerathen, das vielleicht noch schlimmer ist als jene Mönchs-Moral. Diese Erscheinung bestätigt die schon gemachte Erfahrung, daß eine mißrathene Philosophie (zu der ohne allem Zweifel alle sensualistische Moralsysteme gehören) zur Immoralität führet. Man

muß sich nur durch die Sittenartigkeit der Anhänger derselben nicht blenden lassen. Die Legalität beruhet auf Regeln der Klugheit, welche die Polizey erzeugt und die Criminal-Justiz unterstützt.

Auf welchem Wege war nun diesem Sittenübel bey einer Generation zu steuern, welche nur das Ansehen der Philosophie entscheiden lassen wollte? Gerade auf demjenigen, den der Königsbergsche Weltweise einschlug. Indem er nämlich die Untauglichkeit und Inconsequenz aller Metaphysiken insgesammt darthat, so rottete er die vorhandenen Systeme aus, und suchte sie in ihren guten und schlimmen Würkungen in Vergessenheit zu bringen. Diese Methode lenkte die Aufmerksamkeit weg von dem System der theoretischen Vernunft hin zu einer Begründung der Wahrheit und Sittlichkeit durch praktische Vernunft. Der Urheber des Kriticismus verfehlte auch seinen Zweck bey seinen deutschen Zeitgenossen nicht. Seitdem die allgemeine Litteratur-Zeitung, die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die Kritik der r. V. und endlich die Metaphysik, der Sitten und die Kritik der p. V. erschienen war: so wurde die Meinung immer herrschender; Metaphysiken sind leere Hirngespinnste, der Egoismus und Eudämo-

nismus ist geist= und herzverderbend. Das einzige Wahre und Gewisse in der menschlichen Erkenntniß sey in den Aussprüchen der praktischen Vernunft enthalten. An ihrem Leitfaden müsse man die übersinnlichen, der theoretischen Vernunft unzugängliche Regionen der Wahrheit aufsuchen, und Gott, Freyheit und Unsterblichkeit begründen. Je sittlicher das Herz werde, desto lebendiger würde die Ueberzeugung, desto edler der religiöse Glaube. Es erscholl von allen Kathedern vom Pregel an bis zum Neckar: man müsse nach der Anleitung des Professor Kants sich orientiren (nach einer Abhandlung in dessen kleinen Schriften: Was heißt sich in der Philosophie orientiren?) und beym Mangel an objectiven Prinzipien der dogmatischen Metaphysiken sich an die subjectiven Bedürfnisse des sittlichen Charakters halten und daraus Postulate folgern, welche eine moralische Gewißheit, die der mathematischen gleichzuschätzen wären, begründen. Diese moralische Tendenz gewann den Beyfall aller derer, welche das Mangelhafte der metaphysischen Systeme einsahen, und das Bedürfniß einer höhern sittlichen Kultur fühlten. Ihr Herz schenkte schon vorher, ehe sie die Mittel, die in der Kritik darzu führen sollten, kaltblütig untersucht hatten, dem hohen und edlen Zweck Beyfall. Das war vielleicht der Grund,

daß viele denkende Männer, die sich sonst dem Skepticismus ergeben hatten, sich so leicht und willig zum Glauben an die Infallibilität des Kriticismus hinneigten. Der dunkle Vortrag, die witzigen Wendungen, die neue Methode zu philosophiren, und die zuversichtliche Sprache ihres Stifters mochten auch das Ihrige dazu beytragen. Doch bleibt ihm das unsterbliche Verdienst, seine Zeitgenossen auf sittliche Vervollkommnung, als auf den Hauptzweck alles Philosophirens, aufmerksam gemacht zu haben. Dies Verdienst gestehen Kanten selbst seine scharfsinnigsten Gegner und heftigsten Feinde zu.

Indem die Gelehrten sich für diese praktische Philosophie interessirten, so suchten sie auch, sowohl in den gebildeten als mindergebildeten Ständen, durch geistliche und weltliche Schriften, durch Romane und Erbauungsbücher, dafür Proseliten zu machen.

II. Der Kriticismus hat als Schulphilosophie auch das Wesen der Sittlichkeit schärfer und genauer als vorher bestimmt. Dies gesteht selbst ein Bardili zu. So sehr er auch die Kritik der r. V. wegen logischer Unrichtigkeit tadelt, so giebt er doch der Kritik der praktischen Vernunft das um so unverdächtigere Zeugniß

daß er das Wesen der Vernünftigkeit in der Bezeichnung des sittlichen Charakters um so schärfer bestimmt habe. Er sagt in seinem Grundriß der ersten Logik S. 201. „Hier in Handlungen war „also das Prius κατ' ἐξοχην *) (durchs Denken „im Gewissen) gefordert, lag da am Tage, als „an dem gemeinsten Menschen gefordert, um „Mensch zu seyn, und diesem, am Tage daliegen„den, das angesehn zu haben, was er ihm ansahe, „charakterisirt den Kantischen Scharfsinn „eben so vortheilhaft auf der einen Seite, als die „Art, wie er mit jener glücklichen Ansicht ver„fuhr, sein speculatives Talent, seine Consequenz„fähigkeit, kurz das Denken in seiner Anwendung „bey ihm (in der Kr. d. r. V.) in ein nach„theiliges Licht stellte." Hier lobte er Kanten, daß er in der praktischen Vernunft einen Imperativ aufstellt, der als Prinzip streng und ohne Ausnahme verlangt, daß ihm alle Handlungen untergeordnet werden. Nur tadelte er ihn, daß er nicht auch der theoretischen Vernunft einen solchen Imperativ des Denkens verliehen habe, denn da würde er ohne Zweifel, wie er, auf

---

*) Das er nämlich zum Prinzip seines speculativen Systems macht, das Reinhold einen rationalen Realismus nennt.

eine Reformation der Logik gestoßen seyn, und vermittelst derselben ein durchaus consequentes und über alle Angriffe des Skepticismus erhabenes System entdeckt haben. Abgesehn, daß Kants sittlicher Imperativ den Herrn Bardili auf die Entdeckung eines Speculativen half; so entsteht hier noch die Frage: Einmal, ob nicht der Reihe nach das Kantische System, als das nach Leibnitz und Locke noch dritte mögliche, früher als das Bardilische erscheinen mußte; — dann, ob den Deutschen der letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts nicht vor allen andern der sittliche Imperativ so Noth that, daß er das in niederm Egoismus versunkene Geschlecht dadurch vorzüglich auf das wahre Wesen des sittlichen Charakters recht aufmerksam machen mußte. Indem er ihnen dadurch Veranlassung gab, Vergleichungen zwischen einer verdorbenen und reinen Moral anzustellen, und die wahre Sittlichkeit, die dem Herzen fühlbar, aber durch falsche Speculation, dem Verstande verborgen war, mit Gewißheit kennbar zu machen, strebte; so ward das Streben nach höherer Sittlichkeit sehr erleichtert und begünstigt. Denn so lange der Verstand folgerecht zu denken und im Streben nach Glückseligkeit sittlich zu handeln glaubte, so konnten die im Herzen geschriebenen Gebote nicht kennbar genug durch das Gewissen gemacht werden, und

das zum Handeln nothwendige Interesse erhalten. Der Verstand schlug mit seiner Philosophie, noch zumal wenn Eigennutz und Sinnlichkeit ihn unterstützten, alle Ansprüche des Herzens darnieder. Nur in ruhigen Stunden des Nachdenkens, wenn jede Leidenschaft schwieg, konnte das unbestochne sittliche Gefühl manche sittliche Wallung veranlassen, die aber, wie jede Wallung in dem Blute, bald und leicht vorüber eilte. Aber wo es sehr stark war, da beherrschten sie die Sophistereyen des Verstandes, und indem mancher in seiner philosophischen Egoisterey eine Inconsequenz sich zu schulden kommen ließ, trug er instiktartig über die Sinnlichkeiten und den Eigennutz den schönsten Sieg davon. Was der consequente Eudämonist nicht thun konnte, weil es nicht aus seinen Prinzipien folgerte, lobte und pries er mit Enthusiasmus an andern. Daher gute Handlungen, die als solche anerkannt würden, auch bey den entartesten Menschen Beyfall finden. Aber indem nun auch der Verstand gezwungen wurde, die Sittlichkeit statt der Glückseligkeit als Hauptzweck anzusehen, wornach die Menschen als sittliche Wesen nothwendig streben mußten, so würden die Menschen von feinfühlenden Herzen im Guten befestigt und die kalten Denker genöthigt, um consequent zu seyn, Kenntnisse der Moralität, Streben nach sittlichen Vollkommen-

heiten, zur ersten Aufgabe alles Denkens und Thuns zu machen.

Ich will nun hier so kurz und bündig, als es sich thun läßt, zeigen, was der Kriticismus als Schulphilosophie zur größern Einsicht in das Wesen des sittlichen Charakters geleistet hat.

Er that zweyerley. Erstlich machte er die Moral von jedem philosophischen System unabhängig; zweytens brachte er die dunkeln Gefühle der Sittlichkeit auf deutlichere Begriffe. Es ist hier gar nicht die Frage, ob dasjenige, was in der Natur des Menschen vereint angetroffen wird, in der Speculation vereinzelt werden müsse: und ob nicht die künstliche Anatomie des geistigen Menschen das wahre Wesen der Vernunft eben so verflüchtigt, als Vereinzelung schöner Verhältnisse das Schöne selbst. Man muß hier einen andern Gesichtspunkt annehmen; ob nämlich nicht Kant im Vergleich mit der vorhergehenden sittlichen Kultur durch Begründung der praktischen Vernunft eine höhere Sittlichkeit herbey führte. Denn die Menschheit jedes Jahrhunderts hat eine bestimmte geistige Physiognomie. Nur der Denker, der sie kennt, wird mächtig auf sie würken. Bleibt der Philosoph hinter

seinen Zeitgenossen zurück, so verhallt seine Stimme in Alltäglichkeiten, deren man schon im vollen Maaße hat. Sind die ausgedachten Wahrheiten hingegen zu idealisch, als daß sie sich an die vorhandene Wirklichkeit anschließen könnten, so werden sie zwar von den hervorragenden Geistern bewundert, bleiben aber eine Hieroglyphe für das größere Publikum, so lange, bis eine günstige Witterung, welche Tausende von Geschöpfen zum Leben in der Natur hervortreibt, in der intellectuellen Welt die neu entdeckten Wahrheiten mit Kraft schwängert, und zum regen Würken hervorruft.

Kant hatte die Erfahrung gemacht (die ein jeder Beobachter der Menschen noch täglich anstellen kann), daß die Moralen sich mit den philosophischen und religiösen Systemen, worauf sie erbauet waren, veredelten und verschlimmerten. Oft standen auch die Philosophien in einem sehr unsichern Verhältniß mit der Sittlichkeit. Die edlen Systeme der Intellectual-Philosophen, welche Plato im Alterthum einleitete, und in neuern Zeiten Wollaston in England, und Leibnitz und Wolff in Deutschland weiter bildeten, waren durch metaphysische Definitionen und feine Subtilitäten so umschanzt, daß ihre Wahrheiten bey den Anhängern derselben im thätigen Leben ganz

aus dem Gesichte schwanden, und daher weder in der Schule, noch außer derselben, kräftige Würkungen erzeugten. Die Sensual-Philosophen neigten sich mehrentheils zum Eklekticismus, der aus allen Systemen nach Belieben wählte, und bestimmten sich endlich für die Wahrheiten, welche sich am besten und leichtesten an die Forderung der Sinnlichkeit anschlossen. Daher kam es, daß der Begriff von Glückseligkeit auf so mannichfaltige Weise gedeutet würde, daß er in alle vorkommende Fälle paßte. Aber die Bedeutung desselben war eben so verschieden als Himmel und Erde, und erlaubte eine der Moralität günstige oder ungünstige Anwendung, je nachdem man an die Seligkeit verklärter Geister, oder beym Zweifel an Unsterblichkeit, an die groben oder feinen Genüsse raffinirter Weltleute dachte.

Auf jedem Fall schienen daher die Dienste der theoretischen Vernunft das Streben nach Sittlichkeit eher zu erschweren als zu erleichtern. Er mußte also darauf bedacht seyn, die Moral von der Speculation unabhängig zu machen, die Sittlichkeit durch sich selbst zu begründen, und die größte möglichste Reinheit und Strenge darzustellen. Hiermit stimmt das Urtheil eines Schil-

lers im dritten Bande der N. Thalia S. 182 und 183 überein.

„So wie er (Kant nämlich) die Moral seiner „Zeit im Systeme und in der Ausübung vor sich „fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein „grober Materialismus in den morali„schen Prinzipien empören, den die unwürdige „Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeit„alter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf „der andern Seite mußte ein nicht weniger be„denklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine „abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommen„heit zu realisiren, über die Wahl der Mittel „nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit „erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefah„am meisten erklärt, und die Reform am drin„gendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, „und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlich„keit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem „Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposan„ten Hülle moralisch-löblicher Zwecke, worin be„sonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist „sich zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu ver„folgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu be„lehren, sondern die Verkehrtheit zurechte zu wei„sen. Erschütterung fordert die Kur, nicht Ein„schmeichelung und Ueberredung; und je härter

„der Abstich war, den der Grundsatz der Wahr„heit mit den herrschenden Maximen machte, de„sto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber „zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, „weil sie ihm eines Solons noch nicht werth „und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium „der reinen Vernunft brachte er das fremde und „doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es „in seiner ganzen Heiligkeit auf vor dem entwür„digten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, „ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht ver„tragen."

Ferner lassen sich aus den menschlichen Anlagen und aus der Geschichte wichtige Gründe für dieses Verfahren anführen.

Die Preußischen Staaten *) hatten sich bey der politischen Maxime des unsterblichen Friedrichs: „Glaubt was ihr wollt, thut nur als „Staatsbürger was ihr sollt," sehr wohl befunden. Vielleicht mochte diese Bemerkung den Urheber der Kritik auf den Gedanken, der auch

*) So sehr in speculativer Hinsicht die kritischen Philosophen verschieden denken, so stimmen sie doch alle darin überein, daß die Moral auf und durch die praktische Vernunft begründet werden müsse.

schon als Keim in seiner Methode zu philosophiren lag, führen; ob nicht vielleicht die Menschheit überhaupt bey der Behauptung: „nehmt „an, welches philosophische System ihr wollt, „thut nur, als sittliche Wesen, was ihr sollt," an Sittlichkeit gewinnen würde? Nach der Geschichte waren die Menschen nie, weder in religiöser noch philosophischer Hinsicht, weder in Glaubensartikeln noch Lehrmeinungen einig. Als sie es einst in den goldenen Zeiten, der Hierarchie und Scholastik waren, da war wahrlich die Menschheit nicht zum besten berathen. Kein aufgeklärter Menschenfreund wird sie zurückwünschen. Und es ist bis jetzt noch die Frage: Ob je die Zeiten kommen werden, wo es eben so eine allein wahre Philosophie geben wird, als es eine allein gesund machende Medicin und eine allein seligmachende Kirche und eine Universalmonarchie geben sollte, aber nie bis jetzt gegeben hat? Man kann bildlich sagen, so wie der Himmel sich über jedes Menschenhaupt ausspannt und von ihm aus der geradeste und kürzeste Weg zu jenen seligen Höhen gehet, eben so könne man bey jedem System, wenn nur jemand recht thut und sittlich gut ist, seine Bestimmung erreichen. Fragen wir die Anlagen der Menschen, so führen sie auf ein ähnliches Resultat.

Die Fähigkeiten zu denken und zu urtheilen sind bey den Menschen unendlich verschieden. Philosophisches Wissen beruht auf Kenntnissen und diese Kenntnisse oft nur auf Glauben. Welch System ein Mensch, und wie viel oder wenig Einsichten er haben soll, hängt von dem Grad der Geistesgaben ab. Schon Kinder, die gleichen Unterricht genossen und einen ähnlichen Fleiß bewiesen haben, erhalten sehr verschiedene Kenntnisse. Und wie viel hängt nicht von Eltern, Zeit, Ort, und Umständen ab? So wie jedes Land seine eigenthümliche Religion hat, so hat jedes Volk, wenn es anders philosophiren will und kann, seine eigene Philosophie. Diesemnach zu urtheilen möchte wohl schwerlich eine allein herrschende theoretische Philosophie zum Behuf einer höhern sittlichen Kultur jemals auftreten können. Aber einig waren die Völker, troz aller Verschiedenheit in Philosophie und Religion, in der Meinung, daß man Sittlichkeit im Denken und Handeln von jedermann fordern könne. Dies sinnt man allen Menschen an, wenn auch ihre Begriffe vom Guten und Bösen nach den mannichfaltigen Graden ihrer intellectuellen Kultur, eine verschiedene Anwendung erleiden. In dieser Hinsicht sind die Bewohner aller Welttheile einig. Der Wilde tödtet seinen alten abgelebten Vater, um ihn gegen

den langsamen Hungerstod, gegen dessen grausame Qualen er ihn bey seiner unståten Lebensart nicht schůtzen kann, zu bewahren. Der kultivirte Europåer, der einen festen und ruhigen Wohnsitz hat, ernåhrt und pflegt die abgelebten Eltern, weil er die Gelegenheit und Mittel darzu hat. Zu zwey so entgegengesetzten Handlungen fůhrt aber ein und derselbe moralische Geist der Kindesliebe. (Denn Moralitåt beruht nicht auf Einsicht, sondern auf Gesinnungen.)

Ferner sollte die Beurtheilung der Sittlichkeit eben so leicht und deutlich dem großen Hausen in dem philosophischen System der Gelehrten werden, als sie es gewöhnlich im gemeinen Leben ist. Es ist zwar sehr richtig gesagt, daß alle Menschen geborne Metaphysiker, aber nicht sowohl in theoretischer als vielmehr in praktischer Hinsicht sind: daß also schon früh, ehe der aufkeimende Verstand das Nützliche und Schädliche, Wahre und Unwahre beurtheilen kann, Kinder, indem die höhern Denkkräfte noch schlummern, sehr leicht wissen, ob sie gut oder böse handeln, und auch früh das Thun und Lassen anderer in sittlicher Hinsicht beurtheilen können. Der große unphilosophische Haufe verschmähet in seinen gesellschaftlichen Unterhaltungen abstrakte Erörterungen in der Metaphysik, liebt aber sehr die Beurthei-

lung der Thaten und Gesinnungen seiner Mitmenschen: weil sie ihn vermuthlich nicht nur am meisten interessiren sondern auch am leichtesten in der Beurtheilung zu seyn dünken. Alle theoretischen Systeme, welche zur Begründung der Moral ausgesonnen waren, waren, so edel sie auch seyn mochten, doch so subtil, und setzten so viel gelehrte Begriffe voraus, daß sie bey minder-gebildeten Ständen gar keinen Eingang finden konnten. Da nun Sittlichkeit ein Gemein-Gut aller Menschen, der niedrigen und ungelehrten Stände eben sowohl seyn sollte, als der höchsten und gelehrtesten; so mußte man die Begründung des Moralsystems unabhängig von allen theoretischen Begriffen, durch die praktische Vernunft selbst versuchen. Das Kantische Moralsystem, welches dies that, schien daher recht dazu geneigt zu seyn, alle Menschen, den spekulirenden Denker und den unwissenden Laien, hier wie in einen Mittelpunkt zu vereinigen.

Schon der Engländer Hutcheson hatte durch die Zurückführung der Moral auf das sittliche Gefühl, den Weg, die Sittenlehre in sich und durch sich selbst zu begründen, betreten. Adam Schmidt, der die Sympathie zum beurtheilenden Prinzip der Sittlichkeit machte, stellte schon bildlich in der Mitempfindung andrer, in Hinsicht

auf das Gute und Böse, den Satz von Kant auf: **Handle so, daß deine Maxime ein allgemein taugliches Gesetz im Systeme sittlicher Wesen sey.** Aber dunkle Gefühle leiten, wie die religiösen und politischen Annalen bezeugen, nicht immer richtig, und erlauben auch keine systematische Verkettung der Wahrheit. Sie müssen daher, wenn sie für Philosophen brauchbar seyn sollen, in deutliche Begriffe aufgelöst werden. Kant that dies und suchte in der Kritik der praktischen Vernunft ein solches System zu begründen und seinen Zeitgenossen annehmlich zu machen.

Hier erfolgt nun eine skizzirte Darstellung des kritischen Systems der Sittenlehre und die daraus hervorgehende Moral für die mindergebildeten Stände.

Zum Grunde legt er die **Freiheit** der praktischen Vernunft. Diese ist nicht blos die Bedingung, sondern auch der Grund des moralischen Gesetzes; so wie dieses letztere hinwiederum der Erkenntnißgrund der Freyheit ist. (Ratio essendi et cognoscendi) *). Daraus gehen

---

*) Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft, S. V.

die sittlichen Imperative hervor, die alle Gesinnungen und Handlungen vor den Richterstuhl der praktischen Vernunft ziehen, und unbedingt deren Aussprüchen unterwerfen.

So wie der Mathematiker nur Raum und Zeit bedarf, um alle Zweige der reinen Mathematik als strenge Wissenschaft zu begründen; so bedarf der praktische Philosoph nur Freyheit, um darauf ein strenges demonstratives System der Moral zu begründen. In dieser Hinsicht geht die Kritik der praktischen Vernunft einen wissenschaftlichen Gang. Sie fängt mit Lehrsätzen an, und folgert aus ihnen Resultate.

Erster Lehrsatz. Alle praktische Prinzipien, die ein Objekt des Begehrungsvermögens, als Bestimmungsgrund des Willens, voraussetzen, sind insgesammt empirisch, und können keine praktische Gesetze abgeben.

Zweyter Lehrsatz. Alle materiale praktische Prinzipien sind, als solche, insgesammt von einer und derselben Art, und gehören unter das allgemeine Prinzip der Selbstliebe, oder eigene Glückseligkeit.

Dritter Lehrsatz. Wenn ein vernünftiges Wesen sich seine Maximen als praktische allgemeine Gesetze denken soll, so kann es sich nur

dieselbe als solche Prinzipien denken, die nicht der Materie, sondern blos der Form nach den Bestimmungsgrund des Willens enthalten.

Die nähere Ansicht dieser Lehrsätze zeigt, daß, indem sie die Untauglichkeit der materialen Prinzipe zu einem ersten Grundsatz in der Moral zeigen, den formalen Bestimmungsgrund als den allein möglichen auffinden und begründen sollen. Daher folgen nun zwey Aufgaben.

Erstens. Vorausgesetzt, daß die bloße gesetzgebende Form der Maximen allein der zureichende Bestimmungsgrund eines Willens sey, die Beschaffenheit desjenigen Willens zu finden, der dadurch allein bestimmbar ist.

Zweytens. Vorausgesetzt, daß ein Wille frey sey, das Gesetz zu finden, welches ihm allein nothwendig zu bestimmen, tauglich ist.

Daher das Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft: Handle so, daß die Maximen deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten können.

Folgerung. Reine Vernunft ist für sich allein praktisch, und giebt (dem Menschen) ein allgemeines Gesetz, welches wir das Sittengesetz nennen.

Vierter Lehrsatz. Die Autonomie des Willens ist das alleinige Prinzip aller moralischen Gesetze und der ihnen gemäßen Pflichten. Alle Heteronomie der Willkühr gründet dagegen nicht allein gar keine Verbindlichkeit, sondern ist vielmehr dem Prinzip derselben und der Sittlichkeit des Willens entgegen. In der Unabhängigkeit nämlich von aller Materie des Gesetzes (nämlich einem begehrten Objekte) und zugleich doch Bestimmung der Willkühr durch die bloße allgemeine gesetzgebende Form, deren eine Maxime fähig seyn muß, besteht das alleinige Prinzip der Sittlichkeit. Jene Unabhängigkeit aber ist Freyheit im negativen, diese eigene Gesetzgebung aber der reinen, und als solche, praktischen Vernunft, ist Freyheit im positiven Verstande. Also drückt das moralische Gesetz nichts anders aus, als die Autonomie der reinen praktischen Vernunft, d. i. der Freyheit, und diese ist selbst die formale Bedingung aller Maximen, unter der sie allein mit dem obersten praktischen Gesetze zusammen stimmen können. Wenn daher die Materie des Wollens, welche nichts anders, als das Objekt einer Begierde seyn kann, die mit dem Gesetz verbunden wird, in das praktische Gesetz als Bedingung der Möglichkeit desselben hineinkommt, so wird daraus Heteronomie der Willkühr, nämlich Abhängigkeit vom Naturgesetze, irgend einem

Antrieb oder Neigung zu folgen, und der Wille giebt sich nicht selbst das Gesetz, sondern nur die Vorschrift zur vernünftigen Befolgung pathologischer Gesetze, die Maxime aber, die auf solche Weise niemals die allgemeine gesetzgebende Form in sich enthalten kann, stiftet auf diese Weise nicht allein keine Verbindlichkeit, sondern ist selbst dem Prinzip einer reinen praktischen Vernunft, hiermit also auch der sittlichen Gesinnung entgegen, wenn gleich die Handlung, die daraus entspringt, gesetzmäßig seyn sollte.

Hieraus erhellt, daß die Moral durch die strenge wissenschaftliche Form, die sie durch den Kriticismus erhalten hat, ehrenvoll als ein für sich bestimmtes systematisches Ganze einen ehrenvollen Platz unter den Wissenschaften erhalten hat.

Es frägt sich nun, in wiefern auch die minder gebildeten Stände durch dies System in Hinsicht der Sittlichkeit gewinnen können. Es wird hier in der Skizze einer popularen Moral-Philosophie gezeigt werden, daß sich eine Sittenlehre begründen lasse, die an Deutlichkeit und Bestimmtheit vor den übrigen Moralen viel voraus hat. Nur muß man sie mehr nach dem Geist als nach dem Buchstaben des Kriticismus beurtheilen.

1) Das Gewissen als ein Gefühl (der pr. Vernunft) von gut und böse, als ein angeborner Richter von Recht und Unrecht, ist die Erkenntnißquelle der Moral.

2) Der erste Grundsatz heißt. Die sittliche Pflicht selbst sey der erste Bestimmungsgrund und der letzte Zweck alles Thun und Lassens.

Folgerung. Der Zweck des irdischen Lebens ist also Streben nach sittlicher Vervollkommnung, dem alles als Hauptzweck untergeordnet seyn muß.

3) Gegenstände der Pflicht sind alle sittliche Wesen — also alle Mitglieder der Menschheit.

4) Pflicht und Verbindlichkeit sind die vom Gewissen nothwendig geforderten, aber nicht von der Willkühr abhängenden Mittel sittlicher Vervollkommnung. Diese schließen unbedingt alle theoretische Klügeleyen aus.

I. Pflichten gegen sich selbst.

I) Verbote.

1) Meide alles, was die sittliche Vervollkommnung unterbricht.

a) Also ist der Selbstmord unerlaubt.

2) Oder hemmt.

b) Müßiggang, Habsucht, Geiz, Unmäßigkeit sind verboten.

II) Gebote.

3) Thue was sie vielmehr befördert. Bilde Leib und Seele. Lerne dich selbst kennen. Erwirb Eigenthum und guten Namen und Freunde und Gönner ꝛc.

II. Pflichten gegen andere Menschen als sittliche Wesen.

I) Verbote.

1) Meide alles, was die Versittlichung ganz oder auch zum Theil hemmt.

2) Es ist unerlaubt, vorsätzlich jemanden zu tödten, zu bestehlen, zu belügen, zu verhöhnen, zu verläumden ꝛc.

II) Gebote.

3) Thue alles, was die sittliche Bestimmung der Menschen befördert.

a) Theilnahme, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit.

b) Pflicht mit Gefahr des Eigenthums fremdes Leben zu erhalten.

c) Pflicht den guten Namen anderer zu befördern.

d) Pflicht gegen den Staat als Quelle aller Rechte und Hauptbedingung der Sicherheit alles Eigenthums.

e) Pflicht, ein gutes Beyspiel zu geben.

Hier erlaube ich mir nur noch zum Schluß die Bemerkung, daß durch diese von dem Kriticismus eingeleitete populaire Sittenlehre, welche Versittlichung oder sittliche Vervollkommnung als den Hauptzweck des irdischen Daseyns anerkennt, eine vorher unbekannte Deutlichkeit und Festlichkeit hervorgeht, und durch das aufgestellte Ziel, allen Handlungen, in Bezug auf Sittlichkeit, eine unverkennbare und genau bestimmte Richtung giebt, welche eben dadurch, daß sie die Pflicht zum ersten Grund und letzten Zweck alles Handelns macht, die Maximen derselben von den beliebigen Regeln der eudämonistischen Klugheitslehre sehr bestimmt und scharf scheidet. Man vergleiche hiermit mein Lehrbuch der Religion S. 70.

III. Der Kriticismus hat das Streben unserer Zeitgenossen und selbst der mindergebildeten Stände nach höherer Sittlichkeit dadurch erleichtert daß er, die Motive der Moral läuterte, und derselben dadurch eine größere und bestimmtere Würkung verschaffte. Dieß geschieht durch die vom Kriticismus geforderte und in der praktischen Vernunft gegründete Triebfeder, nämlich unbedingte Achtung für das moralische Gesetz oder den Vorsatz, das Gesetz selbst zum ersten Grund und letzten

Zweck alles Handelns zu machen. Ferner durch die moralische Religion, die er auf seine praktische Vernunft gründet. Endlich durch die Harmonie ihrer Resultate mit den Lehren des reinen Christenthums.

Es war in allen herrschenden Systemen, wie Kant sie antraf, ein übler Umstand, daß die Motive zur Sittlichkeit nur von theoretischen Principien, die nur bedingte Wahrheit für sich hatten, entlehnt waren. Aber jede theoretische Ueberzeugung, die nicht ganz unbedingt für wahr angenommen wird, bringt nie ein so großes praktisches Interesse hervor, das da fähig wäre, jeden sinnlichen Reiz zu überwältigen. Indem der Mensch die dringendsten Wahrheiten dahin gestellt seyn läßt und aus einem theoretischen Indifferentismus in einen praktischen geräth, so erhalten die auf baldige Befriedigung dringende Triebe einen sehr großen Spielraum und eine Stärke, die mit Allgewalt die schon wankende Ueberzeugung noch mehr schwächt, und ihren Einfluß auf eine zu beginnende That endlich ganz hemmt. Indem die Sinnlichkeit in der Perspektive der Reflexion näher rückt, reizender und dringender erscheinet, so weichet die schwache Ueberzeugung von einer Wahrheit immer weiter zurück: wird, wie sinnliche Gegenstände bey

zunehmender Entfernung, immer kleiner, und entschwindet endlich ganz aus dem Gesichtskreise des Bewußtseyns. Sulzer hatte eine ähnliche Bemerkung gemacht. Ihm war es aufgefallen, daß so viele Motive zur Belebung tugendhafter Gesinnung, welche nicht nur aus der Liebenswürdigkeit, sondern auch aus den großen Vortheilen der Tugend für Zeit und Ewigkeit entlehnt worden waren, doch so wenig würkten, und die zunehmende Aufklärung in der Religion und in der Philosophie dem einreißenden sittlichen Indifferentismus nicht steuern und den wachsenden Egoismus nicht beschränken konnten. Kant erklärte, daß eine ganze Menge Ueberzeugungen, welche keine unumstößliche Gewißheit haben, kein praktisches Interesse erzeugen können. Es wäre also in der Geisterwelt ganz anders als in der physischen. Hier könnten tausend Sonnenstrahlen auf einen Punkt stärker würken als einzelne. Dort aber könnte eine einzige unumstößliche Ueberzeugung mehr auf den Willen bestimmen, als tausend bedingte Wahrheiten. Daher schloß Kant alle Motive des theoretischen Dogmatismus, unter dem Titel: materiale Prinzipien, als unzuverlässig und unzulänglich und der Moral unwürdig, aus. So wie er die praktische Vernunft auf sich selbst begründet hatte, so ließ er auch nur eine ein-

zige in der praktischen Vernunft gegründete Triebfeder, nämlich die Achtung für das praktische Gesetz zu. Er sagte in der Kritik der praktischen Vernunft S. 126: „Das Wesentliche „alles sittlichen Werths der Handlung kommt „darauf an, daß das moralische Gesetz unmittelbar den Willen bestimme,“ und S. 139: „Achtung fürs moralische Gesetz ist die einzige „zugleich unbezweifelte moralische Triebfeder.“ Wie diese Achtung entstehen und als Belebung die reine Sittlichkeit begleiten als Motiv hier bald vorhergehen, bald als Lohn ihr folgen könne, ist eins der schwersten Stücke in der kritischen Philosophie. Die Dunkelheiten dieser Region sind bis jetzt noch nicht völlig aufgehellt worden: und können vielleicht der Natur der Sache nach nie völlig aufgehellt werden. Denn das Consequens ist hier oft das Antecedens, bald umgekehrt. Bald ist es der Körper, der den Schatten; bald der Schatten, der den Körper hervorbringt; bald ist es ein willkührlicher Herrscher, der ohne Gründe anzugeben, befiehlt. Der Mensch soll, weil er soll. Hier darf indeß dieser Gesichtspunkt nur angedeutet werden und zur Einleitung in die Beantwortung der Frage dienen; in wie fern die Triebfedern der kritischen Moral das Streben der Zeitgenossen nach einer höhern sittlichen Kultur be-

günstigt halte. Ich wage hier die Behauptung, daß die von der Achtung für das sittliche Gesetz entlehnte Triebfeder nicht nur die einzige mögliche war, die das kritische System erlaubte, sondern auch die als consequent daraus folgende, bey Litteraten und Layen die einzige würksame war. Die praktische Vernunft wehrte jeden Zweifel ab, indem sie sich von allem System isolirte: und indem sie die Sittlichkeit liebenden Denker für sich einnahm; so verschaffte sie der kritischen Philosophie hier sehr thätige Freunde. So lange wird die Achtung für das Sittengesetz als Triebfeder würksam seyn, bis die Spekulation der theoretischen Vernunft das einst vollenden wird, was die praktische Vernunft jetzt allein und also vielleicht nur zur Hälfte, geleistet hat. Dann erscheint das goldene Zeitalter, wo Metaphysik mit der Moral im himmlischen Bunde stehen wird. Aber ich glaube fest, daß selbst dann, wenn die Menschheit auf einer höhern Stufe der intellectuellen Kultur stehet, der Geschichtschreiber es anmerken wird: daß der Kriticismus damals, als mislungene Metaphysiken zum Unglauben und durch diesen zur Immoralität führten, durch Begründung des ihm eigenthümlichen Moralsystems, nach welchem das reine, von allen materialen Triebfedern abgesonderte

Pflichtgebot, als ursprüngliche Thatsache unserer vernünftigen und freyen Natur vorausgesetzt, und als durch sich selbst einleuchtend und durch sich selbst verpflichtend, ohne weitere theoretische Deduction, anerkannt worden, auf einen höhern Grad sittlicher Kultur gebracht habe.

Wäre die Preisfrage blos bey den gebildeten Klassen stehen geblieben, so könnte ich mich hier ganz kurz fassen, oder ganz abbrechen. Die Triebfeder, Achtung fürs Sittengesetz, würkt vielleicht hinlänglich bey einer Klasse von Menschen, die durch die Humaniora zu einer bessern Denkweise hingeleitet, durch ein beschauliches Leben oft von Leidenschaft geläutert und durch die Macht der Wahrheit zu einer Tugendartigkeit hingeleitet worden, welche die Abspannung der Leibes- und Seelenkräfte begünstigt. Es ist aber auch ziemlich bekannt, das die Laster der Kultur, wiewohl verfeinert bey ihnen anzutreffen seyn; daß auch bey ihnen ohne feste Ueberzeugung von Gott und Ewigkeit keine tugendhafte Ueberwindung, Aufopferung und Selbstverläugnung in entscheidenden Augenblicken der Versuchung möglich sey. Aber auch hier gewährt der Kriticismus, indem er die Religion auf Moral gründet, für sämmtliche Zeitgenossen, vorzüglich

aber für die Mindergebildeten einen sehr günstigen Einfluß auf eine höhere moralische Kultur *).

Ich werde nun hier folgende Sätze beweisen:

I. Daß der religiöse Glaube überhaupt ein geläuterter, aber besonders einen vorzüglichen Einfluß auf Sittlichkeit habe.

II. Daß die von Kant begründete moralische Religion, als die geläutertste der vorhandenen philosophischen Religionslehren das würksamste Motiv zur Tugend darbietet.

III. Daß dieselbe durch die mit dem reinen Urchristenthum gemeinschaftliche Resultate ganz besonders die Mindergebildeten in dem Streben nach höherer Sittlichkeit begünstigt hat.

---

*) Laut Zeitung ist man in Frankreich ähnlicher Meinung, daß vielleicht einzelne Weisen manchmal ohne Religion in ruhigen Stunden der Reflexion mit einer angebornen Apathie und mit einem durch Humanitätskenntnisse gebildeten Geist — moralisch gut handeln. Aber auch immer? Die Biographien großer und gebildeter Geister, wie z. B. die des Herrn von Hyppel belehren uns eines ganz andern.

Ich muß hier, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, noch einmal erinnern: daß ich mich nur auf auf den gegenwärtigen Grad der sittlichen Kultur beziehe. Das es bis jetzt keine Metaphysik gegeben hat, welche mit der Gewißheit mathematischer Demonstrationen die Wahrheiten der theoretischen Vernunft in ein System gebracht und auf den Willen zu Gunsten der Moralität einen bestimmt entschiedenen Einfluß hatte. Ob es nicht vielleicht dem Scharfsinn glücken wird, eine Philosophie aufzustellen, welche von allen jenen Mängeln frey seyn wird, wag ich nicht zu verneinen. Durch glücklichere Ansichten der Logik wird es vielleicht glücken, daß das, was jetzt für die praktische Vernunft geschah, auch einst für die theoretische geschehe, und das, was die Spekulation trennte, glücklich vereint seyn wird. Im Fall die vom Kriticismus aufgestellte Achtung für das Sittengesetz, als einer allein zulässigen Triebfeder in der Moral, vorzüglich bey den mindergebildeten Ständen, nicht allein würksam seyn sollte, sondern auch die Hülfe der Religion erfordert würde; so wird hier erörtert werden; in wie fern Religion überhaupt und eine veredelte insbesondere, das Streben nach Moralität erleichtert und begünstigt.

Religion, das ist, Glauben an Offenbahrung der Wahrheit und den daraus fließenden Handlungen, Gesinnungen und Hoffnungen, ist diejenige dunkel gefühlte Metaphysik, welche mehr oder weniger bey allen Vernunftwesen angetroffen wird *). Je nach dem die Vernunft durch die Phantasie oder die Phantasie allein würksam ist, diese Gegenstände zu bestimmen, je nach dem veredelt oder verschlimmert sich der religiöse Glaube (siehe S. 128). Jede vorhandene Religion ist ein willkührliches Gemisch von Phantasienbildern und Vernunftbegriffen. Alle Reformatoren haben bey allen Verbesserungen, vorzüglich das Willkührliche und Vernunftwidrige auszumerzen und die durch die Vernunft nothwendigen und ewigen Wahrheiten sammt deren anschaulichen Sinn und Bedeutung in sinnlichen Darstellungen mehr hervor zu heben gesucht. Man betrachte nur nach diesem Maasstabe die verschiedenen Grade

---

*) Jede Metaphysik sucht Gott, Vorsehung, Freyheit und Unsterblichkeit durch philosophische Beweise zu begründen. Die Menschen waren eher Metaphysiker als Physiker. Zu jener bedurfte es nur Erklärungen der dunkeln Ahndungen, die in jeder Vernunft liegen; zu dieser mühsamer Untersuchungen, welche geübte Denkkraft voraussetzten.

der Religion, Heidenthum, Judenthum, Christenthum. Das Letztere wieder in seinen mannigfaltigen Abstufungen von dem mit Phantasienbildern überladenen Katholicismus an, wo beynahe im sinnlichen Gepränge jedes intellectuelle Interesse erstickt; bis zu dem reinen und vergeistigten Protestantismus bey einigen evangelisch-reformirten Christen. Religion, in ihren Grundlehren, Gott und Ewigkeit (vorausgesetzt, daß es nur eine Grundwahrheit geben kann) unterscheidet sich nicht sowohl durch den Inhalt als durch die Form von der Philosophie als Metaphysik. Diese geht indem sie die Autorität und den ästhetischen Schmuck verschmäht, von aufgestellten Grundsätzen, einen demonstrativen Gang, der aber die Bildung und Muse eines Litteraten nothwendig bedarf. Jene stützt sich auf Autorität, und indem sie die abstrakten Vorstellungen vermeidet, kleidet sie sich in ein ästhetisches Gewand. So auf die Sinne würkend, ist sie bey der arbeitenden Klasse, also beym großen Haufen, dem fortgesetzte körperliche Anstrengungen alles Spekuliren verleiden, ein ewiges Bedürfniß. Man könnte die Indension der Verstandeskultur bey unsern Zeitgenossen nicht besser bestimmen, als wenn man sagte: die Mehrheit der Gebildeten habe sich von den Fesseln der Autorität loszureißen und mit einer

natürlichen Religion in populärem Gewande zu begnügen gesucht.

Da der Dogmatiker, in der Metaphysik, und selbst der Kritiker in seinen Postulaten der praktischen Vernunft die Wahrheiten, Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Vergeltung zu begründen sucht, so nannte ich Religion, die jedem Vernunftwesen nothwendige Metaphysik; diese bestimmt ihn zu seinen Handlungen, indem er die von der Religion vorgeschriebenen Gebote als Gottes Willen betrachtet, deren Befolgung oder Uebertretung entweder zeitlich und ewig beglücken oder elend machen kann. Je mehr willkührliche Zusätze der Phantasie in derselben vorhanden sind, desto öfter kommen Fälle vor, wo gegen die dunkeln Forderungen des sittlichen Gefühls im Gewissen unmoralische Thaten als göttliche Gebote geltend gemacht, und ohne Wiederrede mit Unterwerfung unter den göttlichen Willen in Ausübung gebracht werden. Indem die Religion sich läutern, die willkührlichen Bestimmungen der Phantasie wegfallen, und nur die in der Vernunft gegründeten moralischen Prädicate der Gottheit, mit der Entscheidung des Gewissens gleichlautend seyn müssen.

Nach diesem Vorhergesagten wird es auch nun, glaube ich, nicht unverständlich lauten,

wenn ich sage: Der große Haufe nimmt entweder seine Motive zur Sittlichkeit aus der Religion oder aus seinem Nutzen. Seine Bewegungsgründe stammen entweder vom Himmel *) oder von der Erde. Die ersten sind seine formalen, die letztern seine materialen Triebfedern, um mich der Schulsprache zu bedienen. Keine andere kennt er nicht. Die Autonomie, das sollen, weil er soll, ist ihm durchaus unverständlich und gehaltlos. Er frägt gleich: wozu und warum? Indem sein moralisches Gefühl rege gemacht wird, und er weicher und guter Eindrücke empfanglich ist, so gestehet er das Gute zu, ist, wie ihr, der Meinung, daß man es thun müsse, eben weil es gut ist; er wird, wenn keine große Aufopferung erfordert wird und keine große Versuchung zu besiegen ist, die erkannte Wahrheit in Ausübung bringen. Aber wenn er nun in das Gedränge der Leidenschaften kommt, die Sirenenstimme der Wollust und

*) Ich fragte einen Landprediger, der enthusiastisch für Kants Sittenlehre eingenommen war, ob die reine Achtung für das Gesetz wohl bey dem großen Haufen gebraucht worden wäre, oder gebraucht werden könnte. Er verneinte es, ob er gleich zugab, das Wesen der Sittlichkeit sey das Charakteristische der Menschheit.

des Eigennutzes ihm schmeichelt, und ihre Forderung als ein wünschenswerthes Gut darstellt; so zieht hier ihre Wagschale mit schweren Gewichten. In die andere müssen daher noch weit schwerere gelegt werden, die den Ausschlag der Willensbestimmung auf ihre Seite lenken. Da tritt die Autonomie auf: „du bist ein Mensch, „die Achtung für das Sittengesetz rege sich bey „dir und bestimme den Willen!" Aber im Grunde ist er es doch nur selbst. Er ist sein Gesetzgeber, sein Richter, der belohnt und bestraft. Und mit sich selbst wird er wohl fertig. Das gereizte Gewissen spricht, zürnt, droht, straft, aber nicht lange. In Vergessenheit gerathen vorzüglich unbestrafte Vergehungen sehr leicht. Auch stellt wohl das Gewissen seine Befehle (instar) als göttliche Gebote dar. Aber das viel- leicht, das gleichsam vernichtet die Würksamkeit. Die Idee der Gottheit ist doch nur sein Ideal, und er fürchtet sich so wenig am Ende für dasselbe, als der, welcher Böses verrichten will, für das Gemälde eines fremden Menschen, das seine Blicke auf ihn richtet, oder als das Bild seiner eignen Person, das im Spiegel oder im Wasser ihm zusieht. Aber ganz anders lautet die Sprache des Gewissens, als Verkündigerin des Willens eines Gottes. Sie legt in die Wagschale ein Gewicht, welches den

Ausschlag bey dem heftigsten Sturm der sinnlichen Lüste und Begierden auf ihrer Seite behalten kann. Sie drohet eindringend, indem sie ruft: „Frevler, du wagst um deiner Lüste willen, die dir einen kurz vorübergehenden Genuß versprechen, das Mißfallen der Gottheit und mit ihm ein ewiges Unglück dir zuzuziehen. Besinne dich, opfre einen kleinen Genuß auf, sey weise und gottesfürchtig, um zeitlich und ewig glücklich zu werden. So wie die menschliche Obrigkeit Verbrechen bestraft, so wird es die göttliche Gerechtigkeit nicht minder thun." Diese Drohungen, Warnungen und Ermahnungen, haben ihn, laut Zeugniß der Geschichte, angetrieben und werden ihn antreiben, den Sieg über das Laster zu erringen, und der Gottheit alle irdische Genüsse nicht nur mit Freuden aufzuopfern, sondern selbst Leiden und Tod freywillig zu erdulden. Hier erkennt und ergreift der Religiöse ein besseres, edleres und ewiges Gut, welches jede Selbstverläugnung reichlich vergütet. So wie bey einem rohen und ungebildeten Gemüthe die Furcht vor der Gottheit würkt, so entkeimt in der weichen und gebildeten Seele eines Religiösen eine edle Liebe zu Gott, welche die Dankbarkeit erhöhet und das Gefühl der Heiligkeit in gottähnlichen Gesinnungen zu jener reinen himmlischen Flamme in den Herzen eines

Paskal und Fenelon läutert *). Hier ist der allwürksame Hebel jeder und vorzüglich einer geläuterten Religion zu suchen. Nur Religion, welche moralische und rechtliche Gesetze sancirte, hat die rohen Menschen cultivirt und moralisirt. Nur Religion erzeugte jene unserm Zeitalter, (das an einer religiösen Starrsucht krankt) seltsamen Handlungen einer jetzt unerhörten Selbstverläugnung, welche sie die Freuden des Lebens verachten, bittere Armuth ertragen, die heftigsten Schmerzen dulden, und den grausamsten Martern mit Freuden trotzen lehrte. In Kriegen, wo die religiöse Triebfeder die Gemüther in Bewegung setzte, da bezwang ein kleines Heer die größten Armeen. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts ward von ächt religiösen Männern, wie Franke, Spener und anderen, ihnen an Gottesfurcht gleichen Menschen Geld und Arbeit und Sinnesgenuß als ein freywilliges Opfer der Ehre Gottes dargebracht. Späterhin bewog ein gleicher Geist der

---

*) In sofern die Vernunft des Menschen mit der göttlichen (wie es Kant in praktischer Hinsicht annimmt) verwandt ist und Gewissen und das göttliche Gesetz stimmt, könnte man ja wohl eine reine Religiosität kategorisch nennnen.

Religiosität Zinsendorf und seine Anhänger, durch thätige Beförderung des Missionswerks, eine nach deren Ueberzeugung durch Religion größere moralische Kultur unter den Wilden fernerer Welttheile mit Aufopferung ihres Vermögens, ihrer Gesundheit und selbst ihres Lebens zu befördern. — Alles dieses wird hinreichend den großen Einfluß religiöser Ideen beurkunden.

Aber ich muß nun auch von den in neuern Zeiten vorgeschlagenen Methoden, das Volk zu moralisiren, sprechen, deren Unanwendbarkeit zu zeigen, und so auch meinen, den Zeitgenossen auffallenden Satz: Religion nur allein moralisire, mehr Eingang zu verschaffen.

Es liegt wohl in dem gesammten Zustande der Kultur und Philosophie, daß man die Religion überhaupt und die vollkommenste, die christliche, als Mittel der Moralität so ganz vorüber ging. Mit dem Glauben an göttliche Autorität, Wunder und Geheimniß sank auch die Meinung von ihrem Werth, und man meinte, daß ein frommer Wahn seinen Nutzen haben könne. Man schlug gar mancherley Wege ein. Als die französische Revolution ausbrach und der Druck des Despotismus aufhörte, da glaubte man das wahre Mitel der moralischen

Veredlung in der Errichtung republikanischer Staaten gefunden zu haben. Man gab diesen Gedanken aber bald als unstatthaft auf, als die jungen Republikaner verwilderten und statt Humanität ein Sanskülotten-Despotismus zu herrschen anfing, der Künste und Wissenschaften zerstörte, und mit ihnen die Menschlichkeit auszurotten drohte, und nur Civismus statt Moralität, und denselben in einer neuen Staatsverfassung mit den schändlichsten, von der Moral verabscheueten Mitteln, nämlich auf das Elend, die Noth und das Blut der Ermordeten gründen sollte. Man bemerkte bald, daß Reformen schlechter Gesetze und feste Handhabung derselben Moralität mehr begünstige als alle glänzenden Menschenrechte an der Stirne republikanischer Gesetzbücher, die aber nichts galten, und nur zum Vorwande der Partheyen bey ihren ehrgeitzigen Plänen dienten. Man bemerkte bald sehr richtig, daß eine Staatsverfassung nur moralische Kultur begünstigen aber nicht durch sich hervortreiben konnte, daher suchte man bald die Moralisirung an einem andern Orte, nämlich in der ästhetischen Bildung. Schiller schrieb seine Briefe über die ästhetische Erziehung, welche in den Horen befindlich sind. Die Neuheit der Idee erregte Aufmerksamkeit. Jetzt ist sie beynahe in Vergessenheit gerathen.

Andere erklärten, die öffentliche und Privat-Erziehung könne moralisiren, da sie doch nur durch Aufklärung des Verstandes und eine gewisse Disciplin der Neigungen, durch Beyhülfe der Religion, die Sittlichkeit kultiviren kann.

Endlich muß ich noch des Versuchs geheimer Gesellschaften erwähnen, die sittliche Kultur durch ihre Beyhülfe zu befördern. Einige Maurer-Logen, vorzüglich ehedem der Illuminatismus, haben eine moralische Tendenz gehabt. Der rühmlich bekannte Weishaupt in seinem trefflichen Werke, Ueber die geheime Weltregierungskunst, hat über den großen und bestimmten Einfluß der geheimen Gesellschaft auf Sittlichkeit vieles gesagt. Nachdem er die Unzulänglichkeit der Religion, des Staats und der Erziehung zur Moralisirung aus dem wenigen Erfolg, den sie bis jetzt zufolge der Erfahrung gehabt habe, gezeigt hatte; so glaubt er beweisen zu können, durch eine geheime Gesellschaft das universelle und einzig-mögliche würksame Mittel zur Moralisirung der Menschen gefunden zu haben. Er meint die egyptischen, und eleusinischen Mysterien hätten einen sehr großen Einfluß auf sittliche Bildung gehabt (aber doch nur auf Gebildete? Von allen Griechen waren höchstens 80000 Mitglieder der eleusini-

schen Geheimnisse); das Christenthum habe nur so lange kräftig gewürkt, als es als geheime Gesellschaft seine Geheimnisse gehabt hätte. Zugegeben, daß sie durch einen glücklichen Zusammenfluß gebildeter und tugendhafter Männer moralisch bilden konnten, so wird doch dies Mittel nur auf einige begüterte und schon gebildete Menschen würken können. Allgemein kann es nicht werden, weil es sonst von selbst aufhören würde ein Geheimniß zu seyn. Und abgerechnet den Einfluß, den die Verbrüderung mit sittlich gebildeten Menschen haben kann; sind nicht die Mittel aus der Religion und der darauf gegründeten Moral entlehnt? Ein ethischer Staat soll durch sie entstehen, wo das Prinzip der Würdigkeit herrschen soll, das heißt, wo jedem nach dem Maas seiner Herzensgüte und seiner Verstandeskultur Glückseligkeit verliehen wird.

Aber so lange die Menschen nicht mit sittlicher Weisheit und Güte Allwissenheit verbinden werden, und Allmacht ihr Erbtheil ist; wird ein ethischer Staat hier auf diesem Planeten nie, sondern nur eine rechtliche Gesellschaft nach Rechtsprinzipien Statt finden, wo man blos Verordnungen giebt, die sich nur auf sichtbare Handlungen beziehen, und das Moralische und dessen Bildung jedem selbst überläßt. Hier

nur so viel im Allgemeinen. Von dem Einfluß der Gesetzgebung und der schönen Künste soll weiterhin ausführlicher gehandelt werden. — Ich werde nun von der Würksamkeit der moralischen Religion, die der Kriticismus begründet hat, sprechen.

Vorausgesetzt, welches bis jetzt der Fall war, daß alle vorhandene Systeme der theoretischen Vernunft unzureichend waren: eine geläuterte Religion zu begründen, so blieb nur der von Kant eingeschlagene, schon im Kriticismus angedeutete Weg, durch Moral die Religion zu begründen, übrig. Zuförderst nimmt er an, daß der praktischen Vernunft das Primat in Bestimmung der möglich praktischen Metaphysik zukäme. (Kritik der pr. Vernunft S. 218.)

„In der Verbindung also der reinen spekulativen mit der reinen praktischen Vernunft zu einem Erkenntnisse führt die letztere das Primat, vorausgesetzt nämlich, daß diese Verbindung nicht etwa zufällig und beliebig, sondern a priori auf der Vernunft selbst gegründet, mithin nothwendig sey. Denn es würde ohne diese Unterordnung ein Widerstreit der Vernunft mit ihr selbst entstehen; weil, wenn sie einander blos beygeordnet (coordinirt) wären, wären, die erstere für sich ihre Grenze enge

„verschließen und nichts von der letzteren in ihr „Gebiet aufnehmen, diese aber ihre Grenzen „dennoch über alles ausdehnen, und wo es ihr „Bedürfniß erheischt, jene innerhalb der ihrigen „mit zu befassen suchen würde. Der speculati„ven Vernunft aber untergeordnet zu seyn, und „also die Ordnung umzukehren, kann man der „reinen praktischen gar nicht zumuthen, weil alles „Interesse zuletzt praktisch ist, und selbst das der „speculativen Vernunft nur bedingt und im prak„tischen Gebrauche allein vollständig ist."

So wie die speculative Vernunft von allgemein anerkannten Erfahrungen, zu allgemeinen Begriffen und Grundsätzen hinaufsteiget, und von denselben wieder abwärts die Erfahrungskenntnisse von einem ersten Grunde ableiten zu können; so geht die praktische Vernunft von einem unbezweifelten Faktum; von dem praktischen Gesetz, und der reinen in demselben gegründeten Pflicht aus. (Kritik d. pr. V. S. 257.) „Um etwas (das höchste Gut) zum Gegenstand „meines Willens zu machen, um es nach allen „meinen Kräften zu befördern; wobey ich aber „die Möglichkeit desselben, mithin auch die Be„dingungen dazu, nämlich Gott, Freyheit und „Unsterblichkeit, voraussetzen muß, weil ich die„se durch meine speculative Vernunft nicht

„beweisen, obgleich auch nicht wider„legen kann. Diese Pflicht gründet sich auf „ein, freylich von dieser letzten Voraussetzung „ganz unabhängiges, für sich selbst apodiktisch „gewisses, nämlich moralisches, Gesetz, und „ist, sofern, keiner anderweitigen Unterstüz„zung durch theoretische Meinung von der in„nern Beschaffenheit der Dinge, der geheimen „Abzweckung der Weltordnung, oder eines ihr „vorstehenden Regierers, bedürftig, um uns auf „das vollkommenste zu unbedingt-gesetzmäßigen „Handlungen zu verbinden. Aber der subjektive „Effect dieses Gesetzes, nämlich die ihm ange„messene und durch dasselbe auch nothwendige „Gesinnung, das praktisch-mögliche höchste Gut „zu befördern, setzt doch wenigstens voraus, daß „das letztere möglich sey, widrigenfalls es prak„tisch-unmöglich wäre, dem Objekte eines Be„griffes nachzustreben, welcher im Grunde leer „und ohne Objekt wäre. Nun betreffen obige „Postulate nur die physische oder metaphysische, „mit einem Worte, in der Natur der Dinge lie„gende Bedingungen der Möglichkeit des höchsten „Gutes, aber nicht zum Behuf einer beliebigen „spekulativen Absicht, sondern eines praktisch„nothwendigen Zwecks des reinen Vernunftwil„lens, der hier nicht wählt, sondern einem un„nachläßlichen Vernunftgebote gehorcht, welches

„seinen Grund objektiv in der Beschaffenheit der „Dinge hat, so wie sie durch reine Vernunft all„gemein beurtheilet werden müssen, und gründet „sich nicht etwa auf Neigung, die zum Behuf „dessen, was wir aus blos subjektiven Gründen „wünschen, sofort die Mittel dazu als möglich „oder den Gegenstand wohl gar als wirklich, „anzunehmen keinesweges berechtigt ist. Also „ist dieses ein Bedürfniß in schlechterdings „nothwendiger Absicht, und rechtfertigt „seine Voraussetzung nicht blos als erlaubte Hy„pothese, sondern als Postulat in praktischer Ab„sicht; und, zugestanden, daß das reine morali„sche Gesetz jedermann, als Gebot, (nicht als „Klugheitsregel,) unnachläßig verbinde, darf der „Rechtschaffene wohl sagen: ich will, daß ein „Gott, daß mein Daseyn in dieser Welt, auch „außer der Naturverknüpfung, noch ein Daseyn „in einer reinen Verstandeswelt, endlich auch, „daß meine Dauer endlos sey, ich beharre darauf, „und lasse mir diesen Glauben nicht nehmen; „denn dieses ist das einzige wo mein Interesse, „weil ich von demselben nichts nachlassen darf, „mein Urtheil unvermeidlich bestimmt, ohne auf „Vernünfteleyen zu achten, so wenig ich auch „darauf zu antworten, oder ihnen scheinbarere „entgegenzustellen im Stande seyn möchte.“

So wahr es ist, daß der Mensch zur Tugend berufen ward, so wahr ist es auch, daß er unsterblich ist, und daß ein Gott seyn muß. Kant nennt dies Postulate der praktischen Vernunft, erhebt sie über alle Hypothesen der theoretischen Vernunft, und der sinnlichen Neigungen, und vergleicht die moralische mit der mathematischen Gewißheit. Ich soll, sagt er, immer fort mich der Heiligkeit nähern, in diesem Leben, das so kurz ist, daß es ohnmöglich geschehen kann. Ich muß also unsterblich seyn. (Kr. d. pr. Vernunft S. 219. 220.) Aber auch dort bin ich ein ohnmächtiges und endliches Wesen, das nicht ein Herr der Natur ist, das, nicht die Naturkräfte tauglich zur Ausführbarkeit des Endzwecks moralischer Wesen machen kann. Es muß also ein allgerechter Gott seyn, der als Gesetzgeber, Richter und Vergelter allgegenwärtig, allwissend und ewig seyn muß. Kurz die moralischen Prädikate bestimmen die dahin nothwendig gehörenden theoretischen Attribute. Die Willkührlichkeit des Dogmatismus in Bestimmung der göttlichen Eigenschaften fällt, zufolge der Moraltheologie, eben so sehr weg, als das Einmischen der Phantasien-Bilder in die Vorstellungen der übersinnlichen Welt. Dem Aberglauben und der theosophischen Schwärmerey

wird gleich stark durch ihr abgewehrt *). Durch die größt möglichste Erweiterung der praktischen Vernunft hat die Erkenntniß der theoretischen nichts gewonnen. Die übersinnliche Welt bleibt, wie die Kritik d. r. V. darthut, den Nachforschungen derselben verborgen. Die Gottheit erscheint nur nach moralischen d. h. eigentlich-vernünftigen und daher ewig-nothwendigen Prädikaten. Die Harmonie beyder Gebäude der theoretischen und praktischen Vernunft hat mich öfters entzückt. Indem Kant in der Kritik d. r. Vernunft dem Menschen alle Hoffnung zur Kenntniß Gottes und der Unsterblichkeit benommen hat, so baut er sie weit fester und fast gegen jeden Zweifel unerschütterlicher wieder in der praktischen Vernunft auf. Mit diesem moralischen Vernunftglauben schiffte er zwischen zwey Klippen, dem Unglauben und Aberglauben glücklich hindurch. Der religiöse Glaube, der aus dem festen Glauben an Tugend und einem göttlichen Leben hervorging und als ein Schatten demselben folgte, und mit lebendiger Würksamkeit zurückwürkt; und bald als Lohn, bald als Belebung der Tugend erscheint; das erhöhete Interesse für den Glauben

*) Vergl. Kritik der Urtheilskraft §. 89. Von dem Nutzen des moralischen Arguments.

an Gott und eine bessere Welt; durch diese Begründung der Moraltheologie, hat gewiß unverkennbar das Streben der Zeitgenossen zu einer höhern sittlichen Kultur stärker, als irgend ein metaphysisches System des Dogmatismus vor der Erscheinung der Kritik, unterstützt.

Ich will nun hier zeigen, daß eine populaire Religionslehre, wie die praktische Vernunft den Grundriß darbietet, und welche für unsere Zeitgenossen, bey dem abnehmenden Glauben an Offenbarung, ein großes Bedürfniß wird, sich sehr füglich auf den praktischen Glaubensgrund erbauen läßt. Sie schließt sich an die vorhin gestellte Sittenlehre sehr genau an, und gründet sich auf ihr. Jede natürliche Religion muß von einem unbezweifelten Faktum, hier von der sittlichen Bestimmung des Menschen ausgehen, um die übrigen religiösen Wahrheiten zu finden, durch diesen Weg unterscheidet sie sich von der Religion, welche die Sittenlehre durch Glaubensätze begründet. Die religiöse und philosophische Moral muß man nicht mit einander verwechseln (vergl. Kritik der praktischen Vernunft S. 229 — 234).

1. Die Bestimmung des Menschen, sittliche Vervollkommnung, hängt zwar von seinen Kräften ab, kann aber nicht hier erreicht werden.

2. Die sittliche Vollendung, als ein Zustand, worin sittliche Würdigkeit und Glückseligkeit in genauester Harmonie stehen, kann hier nicht Statt finden.

3. Der Mensch muß, so wahr als er zur Tugend berufen ist, auch zur Unsterblichkeit berufen seyn.

3. Der Mensch muß, so wahr als er zur Tugend berufen ist, auch zur Unsterblichkeit berufen seyn.

4. Aber selbst dort kann nur eine allmächtige Gottheit das höchste Gut herbey führen, weil der Mensch nicht Herr der Natur ist, und über ihre Kräfte zu Gunsten moralischer Zwecke nicht herrschen kann.

5. Beweis, daß diese praktischen Glaubenswahrheiten den Inhalt der Religion ausmachen.

Daß sie den Sinnen und der Speculation unzugänglich sind.

Der fernere Gang, um die religiösen Wahrheiten zu deduciren, würde folgender seyn.

6. Das Sittengesetz zeigt auf eine moralische Weltordnung hin.

7. Hier in diesem Leben kann keine moralische, sondern nur eine rechtliche Weltordnung Statt finden.

8. Bestimmung der Menschen ist, unter dem Schutze derselben sich sittlich zu vervollkommnen.

9. Selbst Naturanstalten begünstigen dies.

10. Vollendung der sittlichen Kultur findet nicht in der Menschengattung in diesem Erdenleben Statt.

11. Beweis, daß Glückseligkeit hier nicht Bestimmung des Menschen seyn kann.

12. Das Daseyn einer sittlichen Ordnung zeigt auf eine ewige Fortdauer hin.

13. In jenem Leben tritt der Mensch unter der Herrschaft sittlicher Gesetze in eine moralische Weltordnung.

14. Die moralische Weltordnung leitet zu einer moralischen Weltregierung.

15. Die moralische Weltregierung leitet zu einem höchsten moralisch vollkommnen Wesen.

16. Gott, das höchste Wesen, als Gesetzgeber, Richter und Vergelter.

17. Aehnlichkeit desselben mit einem gerechten Vater.

18. Spuren einer moralischen Weltregierung im Laufe menschlicher Schicksale.

19 Religion als Verehrung des sittlich vollkommensten Wesens.

20. Gott ist der allmächtige Schöpfer der Welt.

21. Spuren göttlicher Allmacht in der Natur.

22. Gott ist Erhalter und Regierer der Welt.

23. Spuren der göttlichen Weisheit und Güte in der Zweckmäßigkeit der Natur.

24. Spuren der Weisheit und Güte Gottes bey der Ernährung und Erhaltung der Menschen.

25. Würdigung der moralischen und physischen Uebel.

26. Religion als die Quelle der Beruhigung.

Durch eine solche einfache und populäre Moralreligion kann die Religion sehr zu Gunsten einer höhern Sittlichkeit würken. Man hat auch mancherley Versuche gemacht, ihre innere Würksamkeit bey den mindergebildeten Ständen geltend zu machen, wie wir weiterhin sehen werden.

Anmerk. Man vergleiche hiermit mein Lehrbuch der Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft für das reifere und gebildetere Alter, worin dieser Entwurf zum Grunde liegt.

IV. Die Harmonie zwischen den Resultaten der praktischen Philosophie des Kriticismus und den Glaubenssätzen und sittlichen Lehren des reinen Christenthums hat ebenfalls das

Streben nach Sittlichkeit erleichtert und begünstigt.

Im vorigen Abschnitt wurde der Einfluß, den eine geläuterte Religion überhaupt auf die Gemüther haben kann, geschildert. Hier wird aber der glückliche Erfolg, der für die Versittlichung aus der Harmonie der kritischen Moral-Philosophie mit dem reinen Urchristenthum *) entsteht, erörtert.

Die Philosophen waren fast insgesammt von der Nothwendigkeit überzeugt, Philosophie und Religion in Harmonie zu bringen. Sie versuchten dies vorzüglich in der Absicht, um die Achtung für die Religion bey den Philosophen zu vermehren, und die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Inhalts bey ihren denkenden Verehrern und Freunden zu stärken. Daher erschienen so viele Versuche in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Vernunft und Christus, Philosophie und Religion, Wissen und Glauben, übereinstimmend zu machen. Fast alle Philosophen, die neue Systeme aufbrachten, hielten es, wenn sie auch keine An-

*) Unter dem reinen Urchristenthum verstehe ich immer den durch dasselbe erzeugten Deismus in der Hülle der Offenbarung.

fechtung von Staat und Kirche zu besorgen hatten, nicht unter ihrer Würde, die Uebereinstimmung ihres Philosophems mit der christlichen Religion zu zeigen. In frühern Zeiten, wo die Religion die Mehrheit der Gemüther beherrschte, und die Philosophen als Gelehrten von den Laien durch eine große Kluft getrennt waren, nahmen diese keine Notiz davon. Aber späterhin, da der gebildete Mittelstand sich durch Lectüre die Resultate der Philosophie zueignete, und populäre Schriften freymüthigere Meinungen über Religion, selbst in den untersten Ständen, verbreiteten; da sank mächtig das Ansehn der christlichen Religion und ihr Einfluß auf die Gemüther. Nicht nur die Formen wurden weggeworfen, sondern auch selbst der ächtreligiöse und sittliche Inhalt, mit Gleichgültigkeit betrachtet, und die wohlthätigen Würkungen desselben ganz gehemmt. Die Wahrheiten, welche die Philosophen lehrten, lagen in einer ganz andern Region, als die, welche die Religion vortrug. Der denkende Christ, der in der Religion keine Wahrheit mehr finden konnte, ließ die eigentliche Bewandniß dieser Dinge dahin gestellt seyn, und ergab sich einem der Sittlichkeit sehr nachtheiligen Indifferentismus. Da jedoch viele lieber philosophirten, als einfältig glaubten, und die Philosophen selbst, durch subtile Untersuchungen mehr Geschwätzig-

keit als Ueberzeugung, die Moral mehr Gedächtnißkram, als kräftige Thaten hervorbrachte, und die sensualistischen Systeme gar die Menschen methodisch auf eine niedrige Stuffe der Moralität stellten; so war eine Philosophie, welche in ihren Resultaten mit dem reinen Urchristenthum zusammen stieß, ein wahrhaftes Bedürfniß für alle Theile des gebildeten und mindergebildeten Publikums. Nur auf dem Wege der Philosophie konnten die erhabenen religiösen Wahrheiten begründet, und deren Einfluß auf die Gemüther, den die an allem Sinn fürs Gute und Wahre tödtenden Indifferentismus kränkten, wieder hergestellet werden. Nur durch ihre Beyhülfe konnte der edle Religiöse seine Ueberzeugung, welche wankte, unerschütterlich begründen. Jede Philosophie vor der Entstehung des Kriticismus, modelte und preßte mit Gewalt die Religion durch allegorische Deutungen in sein System; aber das war auch die Ursache, daß sie so wenig Eingang in den Gemüthern fand, und noch weniger reife Früchte trug. Aber indem Kant durch Begründung der Moral-Religion unabsichtlich, wie von selbst, die Resultate des reinen Christenthums bestätigte; so gab er der Religion ihre Kraft über die Gemüther wieder. Diese ungezwungene Harmonie hat den Kriticismus selbst Eingang unter den Mystikern und den Re-

ligiosen in katholischen Klöstern verschafft. Es ist eine für jeden Menschenfreund tröstliche Aussicht; daß die Philosophie jetzt anfängt ihre Vertheidiger und Freundin zu werden. So kann sie den religiös-sittlichen Indifferentismus, den sie herbeygeführt hat, auch wieder hemmen, und endlich vertilgen. Es ist möglich, daß man auf diesem Wege fort wandeln, und vielleicht die theoretische Vernunft zu Gunsten der Religion vollendet, was die Begründung des praktischen Vernunftglaubens angefangen hat. Dann erscheint eine noch günstigere Periode für die sittliche Kultur. So wie das angeborne Gefühl für das moralisch Gute, Kanten zu einer richtigen Ansicht der praktischen Philosophie leitete, so leitet vielleicht der angeborne Wahrheitssinn für das theoretisch-Wahre einen andern scharfsinnigen Deutschen zu einem allgemein gültigen speculativen System *). Aber so leicht auch die

*) Bardili hat einen Versuch gemacht, die dunklen Ahndungen von der Metaphysik, die Plato und Leibnis einleitete, zu dem Thema einer allein wahren spekulativen Philosophie zu machen, und durch eine neue Begründung der Logik zu bewähren. Ihm ist Logik, das Mittel, mit Sicherheit zum ersten Urgrund aller Dinge, zum Wesen aller Wesen, zum ersten Ring aller Wahrheit hinauf

Vortheile zu schildern sind, welche aus der Harmonie der Philosophie mit der Religion in ihrer reinsten und edelsten Gestalt fließen, so schwer ist nun hier die Deduction ihrer Möglichkeit darzuthun. In unsern Zeiten, wo man alles, selbst die Religion der Philosophie, unterordnet, ist die Meinung herrschend, daß zwar die Philosophie die Religion, aber diese nicht jene berichtigen kann. Wer jetzt zu behaupten wagt, es könne ja wohl auch der Fall seyn, daß es, nach mancherley Versuchen, die Religion der Philosophie anzupassen, vielleicht, so paradox es scheint, doch nicht ohne Nutzen seyn werde, die Philosophie durch die Religion zu berichtigen.

Wie Kant zu den Resultaten des praktischen Vernunftglaubens überhaupt gelangte, haben wir gesehen. Er baut nämlich auf die Moral die Religion, und findet dadurch alle Praedikate, unter denen man sich Gott und Ewigkeit, das Verhältniß der Gottheit zum Menschen denken, und welcher Hoffnung der letztere in Hinsicht dieser und einer andern Existenz hegen dürfe. Allein die Religion gelangt durch den religiösen

---

zu steigen; Metaphysik ist ihm strenge Folgerung aus dem ersten Grundsatz, welcher alles, selbst die vorher willkührlichen Sätze der Logik, begründet.

Glauben zu Lehren der Wahrheit und zu den Grundsätzen der Moral, und begründet beyde auf Offenbarung, als den letzten Grund ihrer Gewißheit. Da wir nun jetzt keine unmittelbare Mittheilung Gottes, in Hinsicht der Religionswahrheiten als Philosophen annehmen können, so fragt sich: Wie ist es möglich zu denken, daß Religion, ohne mühsame philosophische Untersuchung, die Wahrheit einige tausend Jahre früher als die Philosophen, haben konnte? Man vergleiche hiermit S. 151 — 158.

Man hat sich jetzt von der Wahrheit überzeugt, daß der Dichter im Gefühl das Schöne eher empfand und in Wort und Zeichen eher versichtbarte, als die Vernunft von ihrem kritischen Thron herab die Gründe des Schönen deducirte, und eine Geschmackslehre begründen konnte. Der Kritiker abstrahirte aus den klassischen Werken der ästhetischen Genies seine Regeln. Ein Homer ging dem Aristoteles, ein Milton einem Addison und Heinrich Home vorher. Ja bis jetzt wollen unsere klassischen Dichter dem Kunstrichter nicht zugestehen; daß die kalte Vernunft so glücklich die Schönheit mit Gründen beurtheilen könne, als die Begeisterung in den Stunden dichterischer Weihe dieselbe empfinden und

lebendig und treu darstellen könne. Allenfalls geben sie zu, daß die Kritik das Verdienst habe, manchen oft nur vermeinten (wie bey Shakespeare) üppigen Auswuchs der trunkenen Begeisterung wegzuschneiden. Wie, wenn es sich vielleicht in Hinsicht der Religion etwa eben so verhielte, daß das religiöse Genie in den Stunden der Weihe, die nur in günstigen, von ihm unabhängigen Momenten bestand, seine Eingebungen für göttliche Offenbahrung hielt, seine Gottähnlichkeit mit der Gottgleichheit verwechselte, und bey den weit erhabenern und Menschen beglückenden Wahrheiten ein höheres Recht, als der Dichter, der seine Schöpfungen einem Gott zuschrieb, dazu zu haben wähnte? Wie wenn, wie die Schönheit, die Wahrheit im Gefühl, als ein organischer Keim in dem jedem Menschen angebornen Wahrheitssinn, als der mögliche Inhalt aller gesunden Philosophie fragmentarisch zerstreut da lag; von dem Glauben an göttliche Eingebung begünstigt, erhellt durch ästhetischen Schmuck, (denn Aesthetik war in allen seinen Zweigen ursprünglich eine Dienerin der Religion) sich der Gemüther des Volks bemächtigte; von Philosophen aber, wegen der unfehlbargeglaubten Logik, dem vermeinten Schlüssel zur Wahrheit, bestritten,

als ein frommer Wahn, der der Wahrheit fremd sey, verworfen würde? Wie, wenn nach manchen Verirrungen in der Spekulation, nach manchen intellectuellen Revolutionen der Vernunft es glückte, einen richtigern Weg zu entdecken, der mit dem Glauben des Christenthums zu einem Resultate führte; dann würde die vollkommenste Religion schon in den Darstellungen des moralischen Genies, die Grundquelle aller Wahrheiten geahndet haben, und der Philosoph sich in seinem Streben nach Wahrheit in derselben, wie der ästhetische Kritiker in den klassischen Werken des ästhetischen Genies orientiren müssen. In dieser dunkeln Ahnung der Religiösen liegt auch der Grund, warum sie bis jetzt alle Speculationen verachteten, die nicht von Gott als Quell der Wahrheit ausgingen und auf dessen Urkraft, Weisheit und Allmacht, als den unerschütterlichen festen Grund sich begründeten; daß er jeder Zeitphilosophie nur dann huldigt, wenn das Wissen seinen Glauben vertheidigen half. Die Philosophen dürfen auch nicht auf einen solchen Gläubigen mit Geringschätzung herabsehen, und ihm Mangel am Denken vorwerfen, um nur bequem im Gebäude des Glaubens ewige Zeiten hindurch wohnen zu können. Haben doch Philosophen Jahrtausende an die

Infallibilität der Logik geglaubt, obgleich mit ihren Grundsätzen der Scepticismus jedes dogmatische System bestritt und oft sogar niederriß. Sie haben es geglaubt und nie gewußt, das erhellt aus dem Mangel an Anfechtungen, die sie deshalb erlitten hatte. Selbst Descartes und Leibnitz ließen sie stehen, ohne ihre Reformation zu versuchen, und gingen auf der freyern, an keine Logik gebundene Heerstraße des Plato, der sich blos den Eingebungen seines Genies überließ und da in Mythen schwärmte, wo die Schulsprache ihn verließ.

In Hinsicht des Christenthums zeigt der Inhalt deutlich, daß es schon die Resultate der Kantischen Moral-Religion, ohne philosophische Beweise hatte.

Jede geoffenbarte Religion überhaupt kündigt sich als eine von der Gottheit unmittelbar eingegebene an *); der Glaube an Gott und dessen Einfluß auf das Wohl und Weh der Menschen sind die Prinzipien, sein Wille

*) Ueber die Ursache dieses Phänomens liefert der folgende Abschnitt von dem Einfluß der Philosophie auf Aesthetik mehrere Aufklärung.

der Maasstab aller Gesinnungen und Handlungen. So wie es Afterphilosophien giebt, die von der Wahrheit entfernen und anstatt aufzuklären, verdunkeln. So giebt es Afterreligionen, die anstatt zu beruhigen und zu veredeln, die Gemüther mit Irrthum und Furcht erfüllen. So wie hingegen eine wahre Philosophie beruhigt und veredelt, so wird die wahre Religion auch einen mächtigen Einfluß auf Seelenruhe und Sittlichkeit zeigen. Wenn der Inhalt einer Religion so weit geläutert ist, daß alle willkührliche Zusätze der Phantasie, welche die Irrthümer hervorruften, wegfallen, und nur die ewigen Wahrheiten von einer übersinnlichen Welt, die zu allen Zeiten und unter allen Umständen nothwendig dieselben sind, übrig bleiben, dann hat sie den höchsten Punkt ihrer Reinheit erreicht. Zu ihrem Inhalt kann nichts mehr hinzu und hinweggethan werden. Die Perfectibilität beschränkt sich von nun an blos auf die Form, auf das Gewand, das den Inhalt empfehlen soll.

Ohne Zweifel ist das ursprüngliche Christenthum, wenn auch nicht die jüngste, doch gewiß die vollkommenste Religion. Die Offenbarung desselben ist sein Glaubensgrund. Die erste Erforderniß eines Christen, der feste Ent-

schluß, die Lehre Jesu, ohne weitere Klügeley, für wahr halten zu wollen *). Das Ziel desselben soll seyn: (vollkommen zu werden, wie der vollkommenste Gott und Vater im Himmel) Gottähnlichkeit; sein Motiv des Handelns eine alles überwiegende Liebe zu Gott und Liebe gegen seine Mitmenschen; sein höchstes Gut, das Vergnügen in Gott.

Der Form und dem Inhalt nach war dieses Christenthum das trefflichste Mittel, dem Bedürfniß des großen Haufens abzuhelfen, der schon instinktartig nirgend anders die Wahrheit sucht, als in Gott, und kein anderes Motiv, als den Willen Gottes bey sich würksam seyn läßt. Die Furcht bestimmt den rohen, und Liebe den sanften Menschen; Wenn Liebe und Ehrfurcht in ihm entglüht, dann weiset er leicht jede Sünde zurück. Indem er sich als einen Auserwählten Gottes, als dessen Ebenbild und Erben einer ganzen Ewigkeit betrachtet, so erhebt er sich leicht über alle irdische Dinge: indem er seinen Mitmenschen als ein edles, zur Unsterblich-

---

*) Selbst nach Fichte ist der philosophische Glaube sogar kein Wissen, sondern ein Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Vergl. die Bestimmung des Menschen S. 193.

keit geschaffnes Wesen betrachtet, so wird er ihn gern als seinen Nächsten anerkennen und ihn aufrichtig mit wahrer Bruderliebe behandeln *). Alle Güter, Vorzüge, Fähigkeiten und Gaben betrachtet er als ein geliehenes Gut, um damit für die Ewigkeit zu wuchern, und anstatt der Welt zu schaden, wird er sie zur Beförderung ihrer Wohlfahrt anwenden. Die Ueberzeugung von Gott und Ewigkeit wohnt fest in seiner Brust und hoher Frieden im Herzen. Man muß einen ächten Religiösen gesehen haben, um die Reinheit der Sitten und den hohen Seelenfrieden zu bewundern. Ueber Welt und Tod erhaben, wandelt er, gleich einem Unsterblichen im irdischen Leibe, von himmlischer Klarheit umgeben.

Hier waren also durch das hohe Wahrheitsheitsgefühl schon Resultate aufgestellt, die erst nach Jahrtausenden ihre philosophische

*) Bekanntlich verminderte das Christenthum die Sklaverey der alten Welt und erleichterte das Sklavenloos; späterhin half es den Mittelstand bilden, die Leibeigenschaft aufheben und die Sklavenloslassung in fremden Welttheilen zur Sprache bringen. Ein europäischer Christ kann nie eines Europäers Sklave werden; so wenig wie ehemals in Rom ein römischer Bürger.

Begründung erhielten. Mit der Entstehung des Christenthums begann daher ein vorher ziemlich unbekannter Kampf zwischen Philosophie und Religion. Jede von beyden schrieb sich den alleinigen Besitz der Wahrheit zu. Jene berief sich auf die Logik, diese auf die Offenbahrung.

In jenen Zeiten, wo die Vernunft noch mehr in Bildern schwärmte, als in deutlichen Begriffen dachte; wo die eingeschränkte Kenntniß der Naturkraft den Glauben an die Geisterwelt, und deren sichtbaren und sehr häufigen Würkungen, in vielen unerklärbaren Wundern beurkundeten; da war die Offenbarung nur von einigen Philosophen bezweifelt, welche den Grund der Wahrheit nicht in dem höchsten Wesen suchten. Aber alle Weisen, welche vergeblich die Gottheit zu ergründen sich bemüheten und sie doch als Grund alles Wahren annahmen, warfen sich, von Zweifelsucht gequält, in die Arme der Offenbarung. Die lebendige Würksamkeit derselben verwandelte in den Gläubigen den Zweifel in Ueberzeugung. Sie nannten dieß, was menschlicher Spekulation nicht gelang, eine göttliche Kraft des Evangeliums; die trefflichen Lehren des Christenthums, die ihnen ganz der Wahrheit zu entsprechen dünkten, machten sie zum Glauben an den

göttlichen Ursprung derselben geneigt. Sie hielten sie daher für die einzig mögliche Quelle alles Wahren. Der Religion wurden alle Philosophien untergeordnet und nach derselben als ihren ächten Prinzipium beurtheilt. Die Apologien der Kirchenväter bezeugen dies. Sie fühlten aber, um consequent seyn zu können, bald die Nothwendigkeit, das Wahre und Gute in den vorhandenen Systemen, das sie, ohne die Vernünftigen und Gebildeten von sich zu verscheuchen, nicht wegläugnen durften, auch wohl nicht konnten, aus Quasirevelationen früherer Zeiten herzuleiten. Man ließ daher alle Wahrheiten, die mit dem Christenthum stimmten, aus den reinen Religionskenntnissen herstammen, die zum Anfang der Welt unter den ersten Menschen existirt haben sollten. Hier merke ich an, liegt der wahre Grund von einer Meinung, die, ob sie gleich gegen alle Geschichte streitet, (welche die Menschen vom Schlechtern zum Bessern fortschreiten läßt) doch von den Vertheidigern der christlichen Religion zu allen Zeiten, selbst von den neuesten, (Jerusalem, Leß, Nösselt,) mit Gründen unterstützt ward, und auch unterstützt werden mußte. Die mit dem Christenthum harmonirenden Wahrheiten späterer Weltweisen ließ man aus den Schriften der erleuchteten Hebräer und Chri-

ſten entlehnen, wozu ſie oft keinen andern Grund hatten, als, weil es unerklärbar ſey, daß ohne göttliche Offenbahrung ſolche göttliche Wahrheiten von der bloßen Vernunft allein hätten aufgefunden werden können. Alle Philoſophie ward endlich nur als Magd von der Religion angeſehen. Plato ward divinus, ſeine Philoſophie (das edelſte Intectual-Syſtem in Griechenland) ward ein Vorbild, eine Vorrede zur künftigen Religion genannt.

Aber mit der allmähligen Verſchlimmerung des urſprüglichen, eben ſo ſimpeln als faßlichen Chriſtenthums hatte der Glaube an das Primat der Religion einen verderblichen Einfluß. Es entſtand die neu Platoniſch-eclectiſche Sekte, und mit ihr ein ſehr craſſer Aberglaube. Plato's Mythen fingen an, für reale Weſen der überſinnlichen Welt zu gelten. Indem man damit die Ausſprüche des Evangeliums kommentirte, ſo verwirrte man die Gemüther mit tauſend Legenden aus dem Geiſterreich. Späterhin überlud die Logik des Ariſtoteles, als Magd der Religion, die Chriſtenheit mit einer ungeheuren Menge leerer Spitzfindigkeiten, zum Behuf der hierargiſchen Erweiterungen des Chriſtenthums und ihrer unverletzlichen Heiligkeit und Göttlichkeit. Hieraus geht der Haß der

Haß der Reformatoren gegen Einmischung jener Afterphilosophie in Religionssachen hervor, welche eben so unfruchtbar an gesunden Begriffen als leer an aller Würksamkeit auf das Herz war. Daher das Zurückkehren zum Urchristenthum zuerst bey den Kirchenvätern, und späterhin zu den alleinigen Aussprüchen des Evangeliums. Die durch die Läuterung des Christenthums geübte Vernunft blieb bey dem Offenbarungsglauben nicht stehen. Sie suchte mit philosophischen Gründen die Lehren des Evangeliums zu unterstützen: aber durch dieses Verfahren verwarf man stillschweigend die Offenbarung. Es ist nur zu wahr, daß der Protestantismus durch das Richteramt der Philosophie in der Religion eine Tendenz zum Deismus hat, und durch Bestreitung der Offenbarung Religion aufhebt *). Die jetzige schlimme Lage des religiösen Indifferentismus, der der Sittlichkeit sehr ungünstig ist, ist aus der Philosophie entstanden, indem sie die Wahrheit in einer ganz andern Region suchte, als die Religion. Nur die Reformation der Philosophie zu Gunsten des ursprünglichen Christenthums kann den Schaden heilen helfen. Die minder gebil-

*) Dieß bewog bekanntlich den Graf von Stollberg zum Theil mit, zum Katholicismus überzugehen.

deren Stände können schlechterdings nicht den gangbaren Philosophien folgen, die statt Gott, als allebendiges, allwürksames Prinzip den Grund der Wahrheit in einen todten Grundsatz höchstens eines menschlichen Ich's setzt. Die logischen Spitzfindigkeiten statt der sinnbildlichen Darstellung religiöser Wahrheiten noch weniger sich zu eigen machen. Je mehr im achtzehnten Jahrhundert Philosophie und Religion sich trennten und je mehr die erstere den Vorrang hat vor der letztern, ohne ein fest gegründetes System zu haben, desto schlimmer mußte das Uebel werden. Sie mußten führen und haben auch zum Unglauben und der daraus quellenden Immoralität geführt. Es war Zeit, daß sie einlenkte. Nur indem der Kriticismus sich in der moralischen Religion dem Christenthum begegnete, konnte eine heilsame Aussöhnung statt finden. Unter den zwey Prätendenten der Wahrheit, der Philosophie und Religion mußte durch denselben ein Verein entstehen, der in jeder Hinsicht das Streben nach Sittlichkeit begünstigte.

Die Gelehrten haben sich bemüht, sowohl den gebildeten als minder gebildeten Ständen durch geistliche und weltliche Schriften in Predigten, Homilien, Katechetiken, selbst in Ro-

manen die geläuterte Moral und die darauf gegründete Religion mitzutheilen. Man beliebe hierunter nachzusehen:

Versuch einer historisch-kritischen Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Hannover, bey Hellwing. 1. und 2. Theil. 1796 und 98.

Man wird erstaunen, wie geschäftig die kritischen Philosophen gewesen sind, die Resultate ihrer Untersuchungen den Gelehrten in wissenschaftlicher Form und den Ungelehrten in populärem Gewande darzubieten. Die in diesem Versuche enthaltenen speziellen Verzeichnisse der darüber erschienenen Schriften überheben mich hier der nähern Anzeige derselben.

V. Bis jetzt war in dieser Abhandlung nur von der Möglichkeit die Rede, daß der Kriticismus als Schulphilosophie, das Streben unserer Zeitgenossen, selbst der minder gebildeten Stände Deutschlands zu einer höhern sittlichen Kultur erleichtern und begünstigen kann. Hier aber muß nun auch zum Beschluß die Frage: hat die praktische Philo-

sophie von Kant schon würklich einen sichtbaren Einfluß gehabt? beantwortet werden.

Die Beantwortung dieser Frage ist mit großer Schwierigkeit umringt, weil sich die Moralität der Gesinnungen und Handlungen gar sehr wegen der unsichtbaren, mit Finsterniß umhüllten Freyheit unserer geistigen Natur, worin sie anzutreffen ist, allen Nachforschungen entzieht. Die rechtlichen Handlungen sind daher unendlich leichter zu beurtheilen als die sittlichen. Jene beziehen sich nur auf die Art und Weise ihrer Aeußerung in der sichtbaren Welt, diese aber auf die im Herzen entkeimende Maxime, die den Willen zu einer Kraftäußerung bestimmen soll. Daher ist die Vergleichung bey einigen Individuen, die man in Hinsicht ihrer mehrern oder wenigern Sittlichkeit genau kennt, schwer, noch unendlich schwerer aber bey ganzen Geschlechtern. Von der Mehrheit, die hier in Betracht kommt, schweigt die Geschichte, und stellt nur einige durch Talente und Moralität hervorragende Menschen auf, nach denen man unmöglich die übrigen beurtheilen kann.

Ferner kann man von einer höhern Geisteskultur nicht mit Zuverlässigkeit auf einen höhern Grad der Moralität schließen, weil Einsichten und sittliche Gesinnungen in keinem nothwen-

digen Zusammenhange stehen. Man kennet ganze Völkerschaften in Südindien, welche den Europäern zwar an Kultur nachstehen, aber sie an Herzensgüte übertreffen. Man hat sehr gebildete und gelehrte Leute (einen Voltaire und Barth) gesehn, die zugleich sehr tief in Lastern versunken waren.

Ueberdem kann bey der Versittlichung des Menschengeschlechts nicht, wie man in neuern Zeiten glaubte, von einem stätigen Fortsteigen der Gattung von einer niedern Stufe der Moralität zu einer höhern die Rede seyn, weil zwar die Hülfsmittel der Verstandesbildung den nachfolgenden Generationen das Streben nach einer höhern intellektuellen Bildung erleichtern können, aber die Moralität eines ältern Geschlechts einem jüngern nicht zu einer höhern Stufe sittlicher Vollkommenheit dienen kann; weil jedes Individuum durch sich selbst, durch den Gebrauch seiner Freyheit, von der Herrschaft der Sinnlichkeit zu einer edlen Selbstständigkeit als dem Ziele seines irdischen Daseyns sich empor arbeiten muß. Es finden ferner zu allen Zeiten Veranstaltungen der Natur statt, welche die sittliche Vervollkommnung begünstigen können. Zu allen Zeiten hat Reichthum Gelegenheit zur sittlichen

Kultur dargeboten. Der Ueberfluß, der ihn begleitete, die Leichtigkeit, womit er sinnlichen Genuß gewährt, die Versuchungen, welche die mitgenießenden Menschen bereiten, der sich darbietende Müßiggang, der jede Thatkraft tödtet und jeden Vorsatz zum Guten im Keime erstickt, fordert zu allen Zeiten die sittliche Kraft zum Kampfe wider dies verbundene Heer von Hindernissen gegen die Tugend auf. Die Armuth hingegen erfordert überall nicht weniger Festigkeit und einen standhaften Muth, um bey dem Anblick des fremden Wohllebens sich von Neid und Mißgunst frey zu halten, oder wohl gar, um Wohlleben zu erzielen, sich zum Betrug und Müßiggang verleiten zu lassen. Wie viel Ueberwindung kostet es den Vornehmen und Geehrten, nicht übermüthig zu werden, den Geringen nicht lieblos von sich zu stoßen und durch entehrende Begegung zu kränken. Welche Versuchung für den Niedrigen, der im Staube lebt, um der Tugend willen, die Gunst des Großen verschmähen zu müssen, und arm und niedrig zu bleiben.

Eben diese Hindernisse und Vortheile für die sittliche Bildung finden auch bey den menschlichen Einrichtungen Statt. Wenn Gesetze, Erziehung, Häuslichkeit, Umgang, Verstandeskultur

und eine höhere Humanität auch die Sittlichkeit mehr begünstigen als da, wo alle diese Hülfsmittel fehlen; so stehen diesen vielen Erleichterungsmitteln auch wieder Erschwerungsmittel entgegen, die aus jenen Hülfsmitteln der Kultur beynahe wie von selbst hervorkommen. Die künstlich verschlungenen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, die vermehrten und vertheuerten, und doch so nothwendigen Bedürfnisse, die zunehmenden Begierden, die vermehrte Sehnsucht nach zerstreuenden Vergnügungen und sinnlichen Genüssen; endlich die durch eine unächte Richtung der Verstandesbildung entstehende Sophisterey zum Nachtheil der Sittlichkeit, haben auch das Streben zu einer höhern Stuffe sittlicher Vollkommenheit sehr erschwert. Aber gesetzt, die Sittlichkeit hätte mit zugenommener Kultur des Verstandes, durch die vielen dargebotenen Hülfsmittel, einen höhern Grad, als vorher, erstiegen; kann man nicht von denen, welche dadurch begünstigt wurden, auch eine Verhältnißmäßige höhere sittliche Vollkommenheit verlangen, als von denen, welche bey ihrem Streben nach Tugend mit weit zahlreichern und jenen unbekannten Schwierigkeiten zu ringen hatten?

Will man endlich ein sichres Urtheil wagen über den Grad der Sittlichkeit bey einem Zeital-

ter, so muß die Sittenartigkeit, welche durch eine verbesserte Erziehung, Polizey, Gesetzgebung, öffentliche Ruhe, Gelegenheit zum Verdienst, häusliches Leben und einer gewissen Weichheit des Charakters entstehen, von der reinen kategorischen Sittlichkeit absondern, damit nicht durch Verwechselung der erstern mit der letztern ein unrichtiges Urtheil entstehe.

Ich unterschreibe hier, in Hinsicht der Würdigung der moralischen Kultur jetziger Zeiten, die man so gerne für die höchste in Hinsicht der Vergangenheit aufstellen möchte, das Urtheil des Verfassers der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (3. B. S. 370).

„Durch die sittliche Kultur des achtzehnten „Jahrhunderts sind also die Laster und bösartigen „Leidenschaften keinesweges ausgerottet, son„dern nur in ihren gröbsten Ausbrüchen ge„zähmt; nicht an Zahl verringert, sondern nur „an Art verfeinert, und statt der rohen sind die „in vieler Rücksicht noch gefährlichern weichen „Laster und Leidenschaften herrschend geworden."

Alles dieses bewegt mich, es bey dem Resultat bewenden zu lassen; daß die jetzige Schulphilosophie ihrerseits zwar dazu geeignet ist, das

Streben unserer Zeitgenossen, selbst der minder-gebildeten Stände Deutschlands, zu einer höhern sittlichen Kultur, zu erleichtern und zu begünstigen; daß es aber unmöglich ist, mit Zuverläßigkeit zu bestimmen, wie viel sie schon zu Gunsten der Sittlichkeit gewürkt hat und noch ferner in Zukunft würken wird.

Zweyter Abschnitt.

In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der Philosophie als Schulwissenschaft das Streben, besonders der mindergebildeten Stände, nach ästhetischer Kultur?

Die Philosophie kann auf zweyerley Weise einen günstigen Einfluß auf die ästhetischen Künste des Erhabenen und Schönen haben. Ihre neuen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit können entweder die Geschmacksurtheile berichtigen oder in der Darstellung der Kunstwerke (zu deren Produktion immer eine von aller menschlichen Wissenschaft unabhängige Begünstigung der Natur bey Austheilung der dazu erforderlichen Talente gehört) eine gewisse Originalität in der Manier hervor bringen. Tiedchens Urania, dieses mit Recht geschätzte Lehrgedicht, trägt ganz das Gepräge der kritischen Philosophie. Im ästhetischen Gewande führt es mit derselben ähnliche Beweise. Ohne Zweifel hat die Schillersche Muse, welche in der Dichtkunst einen erhabenen Geist athmet, wie er in den abstraktesten Feldern der Kritik der reinen Vernunft, und besonders

in den vielen Stellen der Kritik der praktischen Vernunft wehet, wo die ernste und feyerliche Stimme des Pflichtgebots gleichsam aus einer andern Welt herüber tönt, und gebietet, mit völliger Unterwerfung, ohne weitere Klügeley, und ohne auf Lohn zu denken, ihre Befehle zu befolgen, sich mit den Grundsätzen der kritischen Philosophie genährt. Welch ein vertrauter und gründlicher Kenner des Kriticismus er sey, sagen uns seine vielen eben so schön geschriebenen als gründlich gedachten Aufsätze über die schöne Kunst in der Thalia und in den Horen. Die Form und selbst der Stoff vieler Gedichte, wie z. B. die Resignation, vieler erhabenen und schönen Sentiments, vorzüglich in seinen neuern Trauerspielen: in Maria Stuardt und der Jungfrau von Orleans, würden ohne die kritische Philosophie vielleicht nicht existiren. Ich sage hier mit Bedacht: vielleicht, weil es wohl sehr denkbar und auch aus den ersten vor der Erscheinung der kritischen Philosophie, in der Anthologie von 1781 gedruckten Gedichten glaublich wird, daß die großen und originalen Dichtergaben auch ohne fremde Beyhülfe ihm zu dieser ihm in Form und Stoff so eigenthümlichen Poesie würde hingeleitet haben; wenn dieselbe auch nicht ganz das seyn würde, was sie jetzt ist. Ohne die fichtische Wissenschaftslehre existirte ohne allen

Zweifel keine Lucinde und kein in Hinsicht der in ihr herrschenden Manier ähnliches Gedicht, wo alles eine unüberschwenkliche Tendenz, selbst in der gemeinsten und der niedern Natur angehörigen Darstellung, hat. Das Athenäum und der Schlegelsche Musenalmanach wären nebst einer großen Summe dichterischer Produkte in der von Schlegel herausgegebenen Sammlung der Gedichte vielleicht nicht vorhanden. Ob zum Bedauern des Publikums, mag ich nicht hier entscheiden, weil schon andere vor mir darüber gerichtet haben. Ich wollte hier nur blos von dem Einfluß der kritischen Philosophie in allen ihren Zweigen auf die Manier in Kunstwerken sprechen, um mich bey dem Hauptpunkt, den ich oben zuerst anführte, desto länger verweilen zu können.

Ohne Zweifel hat Kant, wie ich dies näher zeigen will, in Hinsicht der Berichtigung der Geschmacksurtheile sehr viel, und mehr als alle seine Vorgänger geleistet. Man glaube nicht, daß ich dadurch das Verdienst eines Engel, Leßings, Eschenburgs, Herders, Sulzers, Blankenburgs, und anderer ihnen ähnlichen Männer, im Fache der ästhetischen Kritik schmälern will. Sie waren diejenigen Gelehrten, welche ohne Zweifel dem Verfasser der Kritik der Urtheilskraft manche wichtige Aufschlüsse gaben. Er benutzte sie sehr

glücklich in seinen Untersuchungen über die Empfänglichkeit der Vernunft für Geschmacksurtheile und in seinem Nachforschen über die Möglichkeit der Gefühle für das Erhabene und Schöne. Von seiner Ansicht der Aesthetik geleitet, nahmen ein Schiller, ein Bendavid, ein Heidenreich, und Andere, den Faden der Untersuchung auf, und spannen ihn sehr glücklich weiter. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, müßte ich die Kantische Kritik der Urtheilskraft mit den Untersuchungen der Aesthetiken eines Crousatz, Hutcheson, Andre, Hogart, Home, Burke, Diderot, Winkelmann, Alison, Mendelssohn, Hemsterhuis, Herder, Sulzer, und Moritz vergleichen, und zeigen, wie sehr ihre Begriffe vom Schönen und Erhabenen schwankten, und es an einer philosophischen Begründung eines Phänomens des menschlichen Geistes fehlte, das so tief und so weit seine Wurzeln in dem Wesen der Menschheit verbreitet hat *). Um mich aber nicht zu weit von dem Ziele zu entfernen, das mir aufgesteckt ward, muß ich die nähere Vergleichung und Prüfung jener Aesthetiker,

---

*) Man vergleiche mit dieser Abhandlung „Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur des Vergnügens, der Schönheit und des Erhabenen. Leipz. bey Crusius 1793.

sachkundigen Gelehrten überlassen, und mich blos auf allgemeine Erörterungen einschränken. Ich merke daher nur an, daß sie die Geschmacksurtheile bald im objektiven, bald im subjektiven Sinn annahmen, das Feld derselben bald zu weit ausdehnten, bald zu eng begrenzten, bald in dem Verstande, bald in der Phantasie, oder in beyden zugleich fanden; bald magere Definitionen, bald reichhaltige, aber nicht tief gehende und den Gegenstand nicht erschöpfende psychologische Expositionen des Schönen und Erhabenen aufstellten. Man vergleiche damit die folgenden Erläuterungen der kritischen Untersuchungen der Geschmackslehre, und urtheile dann, wie wohlthätig der Einfluß derselben auf die Berichtigung der ästhetischen Urtheilskraft ist.

Der Geist, der in der Kritik der Urtheilskraft weht, wird mich zu einer Ansicht derselben führen, die meines Wissens nach von keinem vor mir benutzt worden ist. Sie wird vielleicht manche Dunkelheiten aufhellen, und die Expositionen des Erhabenen und Schönen fester begründen helfen.

I. Kant theilte die Kritik der Urtheilskraft in zwey Theile, in die subjektive ästhetische und objektive teleologische ein. Diese Einthei-

lung charakterisirt sehr glücklich jede Philosophie über die menschliche Erkenntniß; denn die subjektive und objektive Ansicht der Gegenstände begreift die beyden Hauptzweige der gesammten Kenntnisse in sich. Aber die Methode des Kriticismus ringt manchmal mit dem natürlichen Wahrheitssinn, und erzeugt, wenn beyde sich doch vereinigen sollen, Dunkelheiten. Darüber muß ich mich hier zuvörderst erklären. Bekanntlich fällt das Resultat seiner Untersuchungen in der Kritik der reinen Vernunft dahin aus, daß es keine constitutiven sondern regulativen Prinzipien gebe, daß wir zwar von dem Gegenstand a posteriori hinauf zu Grundsätzen a priori, wie der gemeine Menschenverstand, hinaufsteigen, aber nicht von den gefundenen allgemeinen Prinzipien, wie es die Anhänger der dogmatischen Systeme thun, herabsteigen können. Wir müssen (Kr. d. Urtheilskraft S. 320) zufrieden seyn, „wenn für uns nichts „übrig bleibt, als wenn es Noth thun sollte, von „allen objektiven Behauptungen abzuge„hen, und unser Urtheil blos in Bezie„hung auf unser Erkenntnißvermö„gen kritisch zu erwägen, um ihrem „Prinzip eine, wo nicht dogmatische, doch „zum sichern Vernunftgebrauch hinreichende Gül-

„tigkeit einer Maxime zu verschaffen.“ Wenn (nach Bardili) nicht die Wahrheitssonne mit einer totalen Finsterniß aufgehen soll, so muß die menschliche Vernunft, als Grund aller Kenntnisse, und die göttliche Vernunft, als Grund aller Zweckmäßigkeit in der Natur, das realste, gewisseste und wahrste seyn; denn sonst beruhet alles auf einem bodenlosen Grund. Da aber die Paralogismen in Hinsicht des Menschen, und die Antinomien in Hinsicht der Gottheit entgegen stehen, so mußte nothwendig die Kritik der reinen Vernunft als Propädeutik und das nach meinem Urtheil, in der Kritik der Urtheilskraft versuchte System der reinen Philosophie negativ ausfallen *). Das Resultat geht also dahin, daß, so wenig wir das Wesen von uns selbst erforschen können, wir auch nicht das Wesen der Welt ergründen würden. Da ich hier mich ein wenig von den Behauptungen des Kriticismus entferne, und dieses einen großen Einfluß auf das Nachfolgende hat, so will ich meinen Standpunkt, worauf ich mich stelle, angeben, und mit dem kantischen vergleichen.

---

*) Welchen Einfluß die Aufführung der praktischen Religion und das Primat der praktischen Vernunft auf diese Behauptungen haben, ist im vorigen Abschnitt angemerkt worden.

Alle Philosophen hatten ihren bestimmten Standpunkt, von dem aus sie sich die Wahrheit zu erreichen bemühten; diesen muß man nothwendig kennen, um gehörig über ihr Beginnen urtheilen zu können. Welchen sie wählten, kommt am Ende darauf an, was sie für eine Meinung von sich, und vorzüglich von der Quelle aller Erkenntnisse, von der Vernunft hatten. Entweder sie hielten zu viel von der Kraft derselben, oder zu wenig, oder sie setzten sich auf den wahren Standpunkt, das heißt, sie hielten nicht mehr von dem Maas ihrer Erkenntnißkraft, als sich gebühret. Wenn der Verfasser glaubt, zu den letztern zu gehören, so thät er nichts mehr, als alle Philosophen, die ihre gefundenen Resultate mittheilten.

Die schlechteste Meinung haben ohne Zweifel die Skeptiker von sich, welche verzweifeln, die Wahrheit, die gesucht wird, zu entdecken. Eine etwas bessere haben die Anhänger der sensualistischen Systeme, welche in der theoretischen Philosophie materielle Attraction und Repulsion und in der praktischen nur sinnliche Zwecke zum Grunde legen, und über beyde den Zufall herrschen lassen. Aber sie halten von sich weniger, als sich gebühret. Die diesen entgegengesetzten Weltweisen haben wieder eine bessere Meinung, als sie

zufolge der ihnen entgegenstehenden Erfahrung von sich haben sollten. Wer nennt nicht gleich die strengen Idealisten, die sich zu den Göttern der Welt erheben, und glauben, die höchste Stelle der Gottheit vertreten zu können. Das göttliche Ich vermenschlicht in der Vernunft, ist wie der Logos des Athanasius, ομοȣσιος. Er ist die Kraft und Weisheit der Gottheit selber, schafft Welten, leitet die Myriaden von Weltkörpern in ihren Bahnen, producirt den Organismus, construirt wie mathematische Formeln, die Prognosis der Schadhaftigkeit desselben, und repariret den Menschen, wie der Uhrmacher seinen producirten Uhrmechanismus. Oder endlich der philosophirende Denker hat eine bescheidnere aber jener sich nähernden Meinung. Er will blos ομοιȣσιος mit der Gottheit seyn, Aehnlichkeit mit ihr haben durch seine Vernunft, wie ein Tropfen Wasser mit dem ganzen Ocean, wie ein Sonnenstrahl mit dem unermeßlichen Lichtmeer. Die Vernunft verleihet ihm Aehnlichkeit mit der Gottheit; durch die angeschaffene sinnliche Natur nähert er sich dem Thiere. Die erste macht ihn für die Wahrheit, die letztere für den Irthum empfänglich, ob sie ihn gleich durch die Pforte der Schönheit zur Wahrheit leiten kann. Hier auf diesem Standpunkt stelle ich mich. Der Urheber des bescheidenen Kriticismus verleitet mich

dazu. Was er vermöge des verliehenen Freyheitscharakters und wegen der allgemeinen Gültigkeit des Sittengesetzes bey Gott und Menschen nur von der praktischen Vernunft behauptet, weil der Mensch wie Gott nach reiner Vernunft handeln kann, das behaupte ich hier von der theoretischen *), weil er, wenn auch nicht göttliche Werke schaffen, doch göttliche Werke erkennen, d. h. die Regel begreifen kann, wornach sie entstanden, und die Gesetze des Mechanismus, wie sie durch die ganze Schöpfung, hoch über allen himmlischen Sphären in den Bewegungen der Sonnensysteme gelten, noch machen kann. Ohne Zweifel würde

*) Daß Kant etwas der praktischen Vernunft zuerkennt, das er der theoretischen Vernunft abspricht; kommt ohne Zweifel daher, daß ihm die Consequenz eines Philosophen über alles ging, denn sonst hätte er sich mit der Kritik der reinen Vernunft im Widerspruch gefunden. In dieser hatte er das Objektive, die menschliche Vernunft enthüllt. In der Urtheilskraft wollte er das Objektive in der Natur, die göttliche Vernunft, entdecken. Aber die von einer Vernunft nothwendig herrührenden Zwecke findet der Mensch nicht, sondern legt sie hinein. Siehe Urtheilskraft S. 272. Dem System zu Liebe und dem gesunden Menschenverstande zum Troz.

er, so wenig wie das vernunftlose Thier ein menschliches Werk begreifen oder gar nachahmen kann, ein göttliches Werk in der Natur begreifen oder nachmachen können, wenn er nicht ὁμοιούσιος, oder wie die Schulsprache sagt, mit der Gottheit identisch, oder wie sich die biblische Urkunde ausdrückt, nach Gottes Ebenbild geschaffen wäre, und durch seine technische und praktische Thaten Gott ähnlich werden könnte. Daß er, wie die Thiere die Pracht der Sonne, das milde Licht des Mondes und der Gestirne, die schöne Form der Kristalle, Pflanzen und Thiere mit Wohlgefallen wahrnehmen kann, verdankt er seinen Sinnen; daß er aber die Gesetze der Weltsysteme berechnen, und in einer Maschine nachahmen; daß er den Zweck der Pflanzen und ihre Theile beurtheilen und richtige Anwendung davon machen kann, verdankt er der Vernunft. *) Dieselbe würde, ich wiederhole es noch einmal, die göttlichen Werke weder erkennen noch nachahmen können, wenn die göttliche und menschliche Vernunft nicht identisch wäre.

Der Mensch, als ein vernünftig sinnliches Wesen, ist als solches der Wahrheit, aber auch

---

*) Man vergleiche hiermit die Kritik der Urtheilskraft 430 — 433.

des Irrthums; der Tugend, aber auch des Lasters fähig. Wer anstatt der Gesetze der Vernunft, die Regeln der Phantasie bey der Erkenntniß der Wahrheit herrschen läßt, verfällt in Irrthum, und wer statt den durch das Gewissen bezeichneten Aussprüchen der Vernunft, den Eingebungen der Sinnlichkeit folgt, geräth in Laster. Das ist die schlimmere Seite der Sinnlichkeit. Sie hat aber auch der Menschheit wesentliche Dienste geleistet. Sie kann durch Schönheit ein Symbol der Sittlichkeit werden (Kr. der Urtheilskraft 251.), oder nach Schillers Ausspruch, der die Gottähnlichkeit der praktischen Vernunft auch auf die theoretische ausdehnt, wird auch:

„Was wir als Schönheit jetzt empfinden,
„In Wahrheit einstens übergehn."

Hier auf diesen Punkt wollte ich meine Leser versetzen; daß nämlich Wahrheit und Sittlichkeit durch ästhetische Darstellungen und philosophische Demonstrationen sich die Menschheit zueignen kann. Der erste Weg war der frühste und allgemein betretene, der letztere, der spätere und nur von den edelsten und erhabensten Sterblichen gewandelt, denn die meisten Philosophen haben bis jetzt mehr m e t h o d i s c h p h a n t a s i r t a l s p h i l o s o p h i r t. Indem Kant, die

Urtheilskraft in die ästhetische und in die teleologische, oder in die subjektive und objektive eintheilt, so bezeichnet er die beyden Hauptstraßen, worauf der Mensch zu den erhabensten Gütern, Wahrheit und Sittlichkeit, wandern kann. Ich werde die Wahrheit dieser Ansicht darlegen und dann folgern, ohne mich um die Resultate zu bekümmern; denn diese werden eben so wahr seyn müssen, als die Conclusionen von wahren Praemissen. Eine durchgeführte Vergleichung der ästhetischen und teleologischen (oder philosophischen) Ansichten wird beyde in ihrem Unterschiede und in dem ihnen gehörigen Werthe unterscheiden lernen. Aber so weit es hier der Zweck erfordert, werde ich es nur entwickeln, nicht erschöpfen. Dies behalte ich mir in einem andern Werke vor.

II. Der Mensch, als ein sinnlich-vernünftiges Geschöpf, hat auch zwey verschiedene Anlagen zur Erkenntniß, nämlich Verstand und Phantasie, davon jede ihre besondere Gesetze und Regeln hat, welche in ihrem Gebiete herrschen.

Beyde führen, aber auf zwey verschiedenen Wegen, zu einem Ziel. Die Philosophie hat die Begriffe und deren Verknüpfung nach Verstandes-

Gesetzen zum Gegenstand. Die Aesthetik, die Gestalten der Phantasie und deren Verbindung zu Hervorbringung der ästhetischen Gefühle, die unmittelbar auf die Sinnlichkeit würken, ohne daß wir deutliche Begriffe damit verbinden. Wer die Möglichkeit der objectiven Erkenntnisse des Wahren und Guten durch Vernunft zeigt, liefert eine reine Philosophie, wer die Möglichkeit der ästhetisch-subjectiven Kenntnisse des Wahren und Guten durch die Einbildungskraft zeigt, liefert eine reine Aesthetik im allerweitesten Umfange des Worts.

Die Vernunft in ihrer Anwendung auf Erkenntnisse nimmt den Namen Verstand an, weil sie die Dinge verstehen kann. Die Regeln desselben, wornach er sich die Dinge deutlich machen und Einsichten erwerben will, sind die bekannten Gesetze der Identität und des Widerspruchs. Nach ihnen werden Vorstellungen als ein Mannigfaltiges in einer Einheit des Begriffs vereinigt; die Begriffe verglichen um Urtheile zu bilden, und Schlußketten an einander zu reihen. Von vorliegender Wahrnehmung steigt der Verstand, als den sichtbaren Würkungen zu ihren Ursachen, von den Ursachen zum Grunde, der das Wesen eines Dinges möglich macht; von dem Grund und Wesen

zu dem Grund und Wesen aller Dinge *). Die Meinungen, welche ohne Grund schwankten, werden nun Wahrheiten, welche dadurch wie an einem Anker (nach Platon) in der Seele auf immer befestigt werden. Die Erkenntniß der Wahrheit kann praktisch werden, das heißt, sie kann technische Werke, gemäß der zu Grunde liegenden Idee produciren; indem sie das Mannigfaltige in eine bestimmte Einheit bringt. Es ist diese Production die Probe auf die Wahrheit der zum Grunde liegenden Erkenntniß. Auch praktisch führt die Wahrheit zur Sittlichkeit. Es folgt von selbst nun ferner, daß, wer richtig gedacht hat, d. h. dessen Begriff mit dem Object stimmt, darauf rechnen kann, weil das Object für jeden dasselbe seyn muß, seine Erkenntniß objectiv sey; die jeder, der richtig urtheilt, nicht willkührlich phantasirt hat, so finden muß.

Die Phantasie ist der zweyte, obgleich oft sehr trügliche Weg zur Wahrheit und Sittlichkeit, durch Darstellung ihrer Symbole des Erhabenen und Charaktere des

*) Hier ist immer nur von der Idee eines ächt philosophischen Systems die Rede, das dem Wissenschaftslehrer und jedem, der ein System baute, vorschwebte. Die Idee war richtig, aber nicht das darnach geschaffene System.

Schönen Schiller äußert in der N. Thalia. 3. St. S. 131 eine ähnliche Meinung. Er sagt: „Man muß sich erinnern, daß es zweyer„ley Arten giebt, wodurch Erscheinungen, Ob„jekte der Vernunft werden, und Ideen aus„drücken können. Es ist nicht immer nöthig, „daß die Vernunft diese Ideen aus den Erschei„nungen herauszieht, sie kann sie auch in die„selben hineinlegen. In beyden Fällen „wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff „adäquat seyn, nur mit dem Unterschied: daß „in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon ob„jectiv darin findet, und ihn gleichsam von dem „Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff ge„setzt werden muß, um die Beschaffenheit und „oft selbst, um die Möglichkeit des Objects zu „erklären; daß sie hingegen in dem zweyten „Fall das, was unabhängig von ihren Begriff „in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu „einem Ausdruck desselben macht und also etwas „blos Sinnliches übersinnlich behandelt. Dort „ist also die Idee mit dem Gegenstande objectiv „nothwendig, hier hingegen höchstens subjectiv „nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu „sagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, „dieses von der Schönheit verstehe."

So wie beym Philosophen Worte sich verbinden, um einen Sinn zu constituiren, und

dieser Sinn durch seine Uebereinstimmung des Zeichens mit dem Bezeichneten, das außer den sinnlichen Wahrnehmungen liegt, Wahrheit erhält; so wie alles Denken auf ein Seyn, das Wissen auf etwas, wovon man weiß, hinzeigt; so bilden gewisse Gegenstände und deren Composition in der Einbildungskraft (hier unentschieden welche) das Erhabene und Schöne, die sich, im Gefühl auf etwas Unsichtbares beziehen. Einbildungskraft ist die Art und Weise der Welteinbildung, wodurch Gegenstände der Sinneswelt nach gewissen Regeln, welche diesem Seelenvermögen eigen sind, sich ordnen. Die sichtbaren Bilder reihen sich nicht mühsam, wie die demonstrativen Gedanken des Denkers, sondern gleichsam von selbst, ohne Mühe, freywillig, wenn auch nicht ganz willkührlich. Die Regeln der Einbildungskraft würken mechanisch, d. h. sie komponiren spielend die Bilder und Gestalten der Dinge. Indem hier schon gleichsam die Natur statt des Menschen denkt, so hält er die Spiele der Phantasie für Wahrheit, und daher irrt er so gern und so leicht *). Aber das ist auch der Grund, war-

---

*) Die Urformen der Gestalten können auch nach Verstandes-Gesetzen in Verhältniß treten, dann

um dieselbe früher als der Verstand würkt; denn das Sinnliche, das sich ihm eher aufdringt als das Geistige, wird ihm in dem leichten Spiele der Gestalten und Bilder dargeboten. Religion und Dichtkunst herrschten daher früher und länger als trockne Philosophie. Die Phantasie ist ihren mechanisch-würkenden Regeln, der Verstand seinen Gesetzen unterworfen. In dieser Hinsicht sind sich beyde ähnlich. Der Identität der Gedanken steht die Aehnlichkeit der Bilder, dem Widerspruch der Contrast entgegen *). Diese Gemeinschaft macht es möglich, daß (nach Schiller) der Geschmack als eine Beurtheilung des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beyde einander verschmähende Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet. Dirse Uebereinstimmung der Gesetze des Verstandes mit den Regeln der Phantasie nennt Kant (Kritik der reinen Vernunft) den Sche-

---

entsteht eine formale Wissenschaft, das Neben- und Nacheinander, der Arithmetik und Geometrie, wo streng nach dem Satz des Widerspruch demonstrirt wird. Damit muß man die Compositionen der Phantasie nicht verwechseln.

*) Der Verstand erkennt die Gleichheit, die Phantasie die Aehnlichkeit.

matismus. Er sagt S. 176: „Nun sind „aber reine Verstandesbegriffe in Vergleichung „mit empirischen (ja überhaupt sinnlichen) An„schauungen ganz ungleichartig und kön„nen niemals in irgend einer Anschauung an„getroffen werden. Wie ist nun die Subsum„tion der letzteren unter die erste, mithin die „Anwendung der Kategorie auf Erscheinungen „möglich, da doch niemand sagen wird: diese „z. B. die Kausalität, könne auch durch Sinne „angeschauet werden und sey in der Erscheinung „enthalten? Diese so natürliche und erhebliche „Frage ist nun eigentlich die Ursache, welche „eine transcendentale Doctrin der Urtheilskraft „nöthwendig macht, um nämlich die Möglichkeit „zu zeigen, wie reine Verstandesbegriffe auf „Erscheinungen überhaupt angewandt werden „können. In allen andern Wissenschaften, wo „die Begriffe, durch die der Gegenstand allge„mein gedacht wird, von denen, die in concreto „vorstellen, wie er gegeben wird, nicht so unter„schieden und heterogen sind, ist es unnöthig, „wegen der Anwendung des ersteren auf den „letzten besondere Erörterung zu geben."

„Nun ist klar, daß es ein Drittes ge„ben müsse, was einerseits mit der Kategorie, „anderseits mit der Erscheinung in Gleichartig-

„keit stehen muß, und die Anwendung der er-
„steren auf die letzte möglich macht. Diese
„vermittelnde Vorstellung muß rein
„(ohne alles Empirische) und doch einerseits
„intellectuell, anderseits sinnlich seyn. Eine
„solche ist das transscentale Schema;" und
S. 179: „Die Vorstellung des allgemeinen
„Verfahren der Einbildungskraft, einem Be-
„griffe, sein Bild zu verschaffen, nennt er das
„Schema dieses Begriffes."

Alle ästhetische Produkte unterscheiden sich demnach von den philosophischen dadurch, daß diese die Begriffe verallgemeinern, und wenn ich so sagen darf, zu Ideen erweitern; jene hingegen, dieselben durch eine Anschauung, die an Klarheit das ersetzt, was ihr an Deutlichlichkeit in der Allgemeinheit abgehet, zu individualisiren suchen. So wie die Uebereinstimmung des Begriffs zum Object Wahrheit verschafft, so giebt die Aehnlichkeit eines Begriffs mit einem ihr korresprodirenden Phantasienbilde der Aesthetik die Grundlage des Erhabenen und Schönen.

Kant deducirte aus den logischen Urtheilen, die Gesetze des Verstandes. Sollte es nicht irgends Productionen der Einwilligungskraft geben, aus denen man ihre Regeln am sichersten abstrahi-

ren, und alle möglichen Fälle der Aehnlichkeiten nach einer bestimmten Ordnung darstellen könnte. Ich glaube, der Einfluß der Phantasie zeigt sich unverkennbar, vorzüglich in der Bildung der tropischen Redensarten. Ein Trope setzt statt eines allgemeinen Begriffs eine individuelle Gewahrnehmung, (Anschauung). Man hat sie in Metaphern und Metonomien und Synecdochen eingetheilt. Alle drey sind gleichsam nur die Spezies einer Gattung. Die Aehnlichkeit des Bildes einer Anschauung mit einem Verstandesbegriff ist das Charakteristische der tropischen Redensarten. Da alle philosophische Wörter, welche selbst die abstraktesten Ideen bezeichnen, aus der sichtbaren Welt herstammen und hier in ihrer ersten und eigenthümlichen Bedeutung gelten, so bemerkt man leicht, welchen weit verbreiteten Einfluß dieselben haben müssen.

Darstellung der Tropen.

I. Nach Substanz und Accidenz.

1) Nach Substanz. a) das Individuum für die Spezies, z. B. Salomo für Weisheit. b) Die Spezies für das Genus, z. B. Himmel und Erde. c) Ein Theil für das Ganze, z. B. Dach für Haus.

d) Einheit für Mehrheit, Thräne statt Thränen. e) Eine bestimmte Zahl für eine unbestimmte. Z. B. ich gab tausend Thaler statt, wer weiß, wie viel.

2) Nach Accidenz, wo die Eigenschaft als individuell für ein Ganzes gesetzt wird, welches die Substanz enthält. a) Natürliche, z. B. Geflügel statt Vögel. b) Erworbene, z. B. Rabenhaar, (durch Kunst). c) Nothwendige, z. B. Sterblicher statt Menschen. d) Zufällige, z. B. Scepter und Krone statt Herrschermacht. e) Wirkliche, z. B. der Sonnenstrahl brennt statt Sonnenstrahlen. f) Erdichtete, z. B. Schattenreich für Zustand nach dem Tode.

II. Nach Ursache und Würkung, Grund und Folge.

1) Hier wird die sichtbare Ursache für die unsichtbare gesetzt, z. B. der Schweiß statt der Kraftäußerung. Z. B. die Lippen des Verläumders tödten.

2) Die sichtbare Würkung statt der unsichtbaren, z. B. Thräne statt Betrübniß.

3) Der sichtbare Grund für den unsichtbaren, z. B. der Pflug pflügt, anstatt die Kraft.

4) die sichtbare Folge für die unsichtbare, z. B. ihm beugte der Tod statt er schmerzte ihm.

5) Verwechselung der Folgen und Würkungen mit dem Grunde und der Ursache, z. B. die würkende Person für die bewürkte Sache. Wieland (statt dessen Schrift) lesen; das Instrument für das dadurch bearbeitete. Meißel für Bildhauer. Das Schwerdt tödtet, der Schatten für belaubte Bäume.

Aus der Kategorientafel habe ich hier nur die Kategorien der Relation aufgeführt, um an ihrem Leitfaden die Tropen zu ordnen; die der Quantität und der Qualität, die der Substanz und Accidenzen sind gleichlautend. Die Tropen der Wechselswirkung schließen sich bald an Nr. 1 bald an Nr. 2 an, je nachdem sie Verhältnisse andeuten. Die Modalität drückt blos das Verhältniß der Dinge zum urtheilenden Verstande an und erlaubt keine tropische Redensart. Man müßte denn die Tropen der Existenz unter diese Rubrik bringen. Zufolge derselben setzt man die Vergangenheit als Gegenwart das Präsens statt des Präteritums, eine abwesende Person als gegenwärtig, stellt man ein lebloses Ding als lebend, den Tod als würkende Person und unsichtbare Wesen als anthro-

morphatisch dar. Aber überall ist die Reduction der hieher gehörige tropischen Ausdrücke unter jene obigen Rubriken möglich.

Man sieht hieraus, daß die Tropen, statt Begriffe ihnen entsprechende Bilder nach der Aehnlikeit stellen.

Die Associationen der Phantasien zeigen die Erinnerungen in der wahrgenommenen Ordnung; das Zeichen führt das Bezeichnete; ein Gegenstand seine Umgebungen, ein Theil vom Ganzen das Ganze selbst herbey.

Die Einbildungskraft bemerkt die Aehnlichkeit des Leblosen mit andern leblosen Dingen, des Leblosen mit dem Belebten, des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren, der sinnlichen Würkungen mit den geistigen, der Naturscenen mit gewissen Gemüthsstimmungen. Der trübe Herbst stimmt zur Melancholie, der heitere Morgen zur Heiterkeit, Freude und Zärtlichkeit; die milde Abenddämmerung erweckt Sehnsucht, Liebe, Vertraulichkeit und Religiosität. — Finsterniß ruft Furcht und Bangigkeit — Ruinen erzeugen Trauer und Mitleid *).

*) Beym Aufsuchen der tropischen Redensarten stößt man auf sehr viele Ansichten, welche das Gebiet der Aesthetik aufhellen können.

Das Zusammenreihen aller dieser sinnlichverwandten Gegenstände durch die Regeln der Phantasie, kann zwar das Erhabene und Schöne herbey rufen, aber beyde haben nur eine subjective und keine objective Bedeutung, d. h. die Compositionen der Phantasie sind nicht in der Natur der Dinge gegründet. Ob dieselben einem andern interessiren sollen, beruht darauf; einmal, ob der Spiegel der Phantasie bey beyden gleich hell ist, und dann, ob sie beyde mit ähnlichen Gegenständen umringt waren. Hier ist die Quelle der Verschiedenheit der Geschmacksurtheile, obgleich jedem Menschen unter allen Zonen die Empfänglichkeit für das Schöne und Häßliche angeboren würde. Das Häßliche und Schöne und Erhabene des Polarländers wird zwar andere Bestandtheile haben, als des Negers unter der Linie, aber die den Sinnen unmittelbar und sichtbar dargestellte Einheit und Mannigfaltigkeit des Geschmacks wird überall identisch, d. h. eine und dieselbe seyn müssen. So wie nicht alle Gegenstände dem Philosophen Stoff zu Betrachtungen geben, wenigstens nicht auf den ersten Anblick giebt, eben so gewähret nicht jedes Ding eine ästhetische Ansicht. Manche menschliche Produkte der Technik, viele Maschienen erlauben wohl Betrachtungen über ihre Zweckmäßig-

keit, aber nicht über ihre Schönheit. Oft ist, wie bey Gebäuden, der Zweck schön realisirt. Bey göttlichen Werken (so nenne ich die Natur) ist dies ebenfalls der Fall. Eine Kröte z. B. erlaubt wohl einen teleologisch-philosophischen, aber keinen ästhetischen Anblick. Ein Pfau, ein Kolibri vereinigen Schönheit und Zweckmäßigkeit in sich, und erlauben daher beyde Ansichten.

So wie es allgemeine Gegenstände, z. B. der mechanische Lauf der Körper und der Organismus an Thier und Menschen giebt, welche zu philosophischen Untersuchungen Stoff darbieten; eben so giebt es sowohl in den Werken der Natur als der Kunst Gegenstände, die das ästhetische Vermögen des Menschen beschäftigen können. Die Erfahrung lehrt, daß es vielen Künstlern gelingt, klassisch zu seyn, d. h. den Gebildeten aller Zeiten und aller Nationen zu gefallen. Es läßt sich also vermuthen, daß, wie es für den Philosophen allgemeingeltende Worte giebt, es auch für Aesthetiken allgemein gültige Symbole und Charaktere des Schönen und Erhabenen geben werde.

In Hinsicht der sich ewig gleichbleibenden Werke der Natur werden gewiß alle Menschen gewisse Gegenstände und Scenen zu erhabenen und zu schönen Gefühlen hinleiten. Wilde, die

in einem gleichen Klima, unter ähnlichen Verhältnissen und Beschäftigungen leben und auf einem gleichen Grad der Bildung stehen, werden das Erhabene des grausenvollen Sturms, des furchtbaren Erdbebens, des rollenden Donners, des drohenden Felsen und tobenden Meeres empfinden, indem sie Associationen einer höheren Macht, die fruchtbar würkt, in ihnen herbey führen werden. Der Gebildete hat sicher eben diese Gefühle; aber er ist wie der rohe und unkultivirte Mensch nicht blos der Furcht sondern auch der Freude und des Danks fähig. Der schön geschmückte Frühling, der heitere Tag, der milde Abend, die liebliche Mondnacht, eine schöne Aussicht wird ihm feinern Genuß gewähren. Sein geübter Verstand wird ihn für das Gefühl des Schönen empfänglicher machen, und seinen Anstand und Schmuck über den des Wilden erheben. Aber laßt diesen eben so kultivirt werden und in ähnliche Verhältnisse treten und die Verschiedenheit wird sich verlieren und ein komparativ-allgemeines Geschmacksurtheil sich einfinden. Eben so werden menschliche Kunstwerke, die den Charakter des Erhabenen tragen, fast allgemeine Gültigkeit haben. Allein jemehr die Kunst aus jenen Kreisen, in das gewöhnliche profane Menschenleben übergeht, um das Gemeine auszuschmücken; desto schwerer

und verwickelter wird die Analyse der ästhetischen Gegenstände werden. Nur durch viele und tiefgehende Untersuchungen wird es glücken, den allgemeinen Vereinigungspunkt, in dem die rohen und kultivirten Menschen, als Wesen von gleicher Vernunft und Sinnesanlagen, die Möglichkeit der Wahrheit und des Irrthums des Schönen und des Häßlichen sich vereinen.

Die Philosophie ist Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge. Diese Definition des Cicero behalte ich hier auch bey, um meine Parallele weiter zu führen. Der Philosoph benutzt die Gegenstände, die er (zeigen) kann, um Demonstrationen zu machen. Er braucht also sinnliche Wahrnehmungen als Unterlagen (nach Plato) als Prämissen, um sich zur Ursache, zum Grund und Wesen und endlich zum Grund und Wesen aller Dinge, d. h. zur Gottheit den Weg zu bahnen. Zweyerley Gegenstände führen ihn dahin, die Welt in ihm und die Natur außer ihm. Die Philosophie unterscheidet sich in die reine und die empirische. Jene braucht die Natur als Mittel, um den ersten Grund festzusetzen, von mir das Göttliche in der Welt und an Menschen genannt; diese erforscht in der Natur als den Zweck der Erfahrungskenntniß, die Eigenschaften der Pro-

dukte und deren Brauchbarkeit für das gemeine Leben, die menschlichen Angelegenheiten, Bestimmung und Fortdauer, seine Anlagen zur Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit.

Eben so hat die ästhetische Kunst durch Gestalten den Zweck, göttliche und menschliche Dinge faßlich darzustellen: die Philosophie verbindet Worte zu einem Sinn, und die schöne Kunst sinnliche Gestalten zu einer bestimmten und für jedermann leserlichen Bedeutung eines übersinnlichen Etwas, das (nach Schiller) der letzte Zweck und also Endzweck der Kunst ist.

Ich theile daher alle Darstellungen der Aesthetik in Natur und Kunst in das Göttliche und Menschliche. In das Göttliche und menschlich Erhabene und in das Schöne.

1) Das Gefühl des Unendlicherhabenen bezieht sich auf das Reingöttliche in der Welt, auf die Quelle alles Wahren und Guten.

2) Das Gefühl des Endlicherhabenen des Reinmenschlichen beziehet sich in Natur und Kunst auf das Göttliche im Menschen, auf die menschliche Vernunft.

3) Das Gefühl für das Schöne bezieht sich in der Natur und Kunst auf formelle Zweckmä-

ßigkeit der gewöhnlichen Naturgegenstände, und beym Menschen auf das Irdische, Sinnliche, Vernünftige und Profane, im Gegensatz mit dem Göttlichen an ihm.

Die Ideen der Vernunft und das Erhabene, die Begriffe des Verstandes, und die Schönheit einer sinnlichen Gestalt der Phantasie-Gebilde, stehen gegen über.

Ich fange hier mit dem Erhabenen an; dasselbe ist entweder das Unendlich-Erhabene in der Schöpfung und den Darstellungen der Kunst (die immer auf die Nachahmung der Natur eingeschränkt ist), oder das Erhabene an der menschlichen Vernunft.

Das Unendlicherhabene und die reine Philosophie stehen einander gegen über. Die geübte Vernunft des Denkers geht einen demonstrativen Gang zu den übersinnlichen und überschwenglichen Ideen, zum Wesen aller Wesen, zum Urquell alles Seyns und Werdens, alles Wahren und Guten. Durch die erste Wahrheit, die an und für sich, als das Unbedingte, wahr ist, verknüpft er die übrigen Wahrheiten, das war das Ziel aller ächten Philosophie in der Idee. Ob es wirklich bis jetzt in einer gangbaren erreicht wurde, überlasse ich andern zur Beurtheilung.

So wie der Mensch sich entwickelt, und nur zu einiger Besonnenheit kommt, so fängt seine Vernunft, das Vermögen der Ideen, an zu würken; der Sinn für Wahrheit öffnet sich. Aber so wie das Kind, kann er nur Bilder komponiren; zu schwach, übersinnliche Ideen zu fassen, überläßt er sich den dunklen Gefühlen und Ahndungen der Wahrheit und des damit zusammenhängenden Gefühls für Sittlichkeit in den Associationen, welche die Phantasie nach ihren mechanischen Gesetzen von selbst herbey führt. Die Einbildung, und vermittelst ihr die Natur selbst, vertritt die Stelle des Verstandes, und denkt für den ungebildeten Menschen. Ob seine subjektiven Compositionen einen objektiven Nexus haben, kümmert ihn nicht. Seine Gestalten der Phantasie führen ihn durch die Pforten sichtbarer Gegenstände zum Göttlichen, Ewigen, Wahren und Guten, (man vergleiche hiermit den vorigen Abschnitt S. 88—90) sie sind ihm und allen Layen in der Weltweisheit das, was den Philosophen seine Theses sind; der Weg zur Unwahrheit ist jenen in Bildern und Gestalten der Phantasie, und diesen in Ideen und Begriffen gebahnt. Laut der Geschichte waren die Menschen eher Metaphysiker als Physiker. Aber die Metaphysik trat unter der Gestalt der Religion auf *). Die-

*) Man bemerkt aus diesen Erörterungen von selbst,

se Bilderphilosophie war bis jetzt jedem Layen in der Weltweisheit — Philosophie, wo er das Wahre und Gute zu finden glaubte. Die wahre Religion kann man der wahren Philosophie, die Verirrungen der letztern, denen der erstern entgegen setzen.

Das unendlich Erhabene kann der Philosoph sich deutlich machen, durch die Berechnung der Größen und Naturkräfte. Sie führt auf die Unendlichkeit der menschlichen Vernunft, wenn man bemerkt, daß die Unendlichkeit der Zeit, des Raums, doch nur comparativ allgemein, und in der absolut unendlichen Vernunft gegründet ist. Aber diese Unendlichkeit der menschlichen Vernunft, die Erhabenheit, vorzüglich der sittlichen Natur, wird im Trauerspiel eher dunkel geahndet, als von dem Philosophen gedacht.

Eben so führen auch die Naturgegenstände und deren Nachahmung in der Kunst auf eine unendlich erhabene Macht und Größe außer uns, in einer göttlichen Vernunft. Der Phi-

---

daß ich behaupte. Es könne nur eine Wahrheit geben. Nur ein richtiges System; daß ein und dasselbe Wahre nur auf verschiedenen Wegen gesucht werde.

losoph berechnet den Raum, und findet jede Zahlenschätzung zu klein. Er berechnet die Kräfte, welche die Welten bewegten, und indem er die zweckmäßige Leitung derselben in einer höchsten Vernunft denkt, so überfällt ihn ein Gefühl des Unendlichen. Der rohe Sohn der Natur, und jeder Laye mit ihm, kann aus Mangel an Vorkenntnissen die Größen nicht logisch, sondern nur ästhetisch schätzen, die Sinnlichkeit muß ihm Gegenstände vorführen, die erhaben sind, nicht an und für sich, sondern als tauglich und anschaulich, das Gefühl des Unendlichen zu erregen (Kritik der Urtheilskraft S. 75.).

„Man sieht aber hieraus sofort, daß wir „uns überhaupt unrichtig ausdrücken, wenn wir „irgend einen Gegenstand der Natur erhaben nennen, ob wir zwar ganz richtig sehr „viele derselben schön nennen können; denn wie „kann das mit einem Ausdrucke des Beyfalls bezeichnet werden, was an sich als zweckwidrig ab„gefaßt wird. Wir können nicht mehr sagen, „als daß der Gegenstand zur Darstellung einer „Erhabenheit tauglich sey, die im Gemüthe ange„troffen werden kann; denn das eigentliche Er„habene kann in keiner sinnlichen Form enthalten „seyn, sondern trifft nur Ideen der Vernunft, „welche, obgleich keine ihnen angemessene Dar-

„stellung möglich ist, eben durch diese Unangemes„senheit, welche sich sinnlich darstellen läßt, rege „gemacht und ins Gemüth gerufen werden. So „kann der weite, durch Stürme empörte Ocean, „nicht erhaben genannt werden. Sein Anblick „ist gräßlich, und man muß das Gemüth schon „mit mancherley Ideen ausgefüllt haben, wenn „es durch eine solche Anschauung zu einem Ge„fühl gestimmt werden soll, was selbst erhaben „ist, indem das Gemüth die Sinnlichkeit zu ver„lassen, und sich mit Ideen, die höhere Zweck„mäßigkeit enthalten, zu beschäftigen angereizt „wird.“

Entweder ist das Erhabene der Quantität, ungeheure Felsen, Seen, Thürme, oder der Qualität, das Erhabene der Kraft, des Erdbebens, des Gewitters, des Sturms, des Meerestobens. Das mathematisch Erhabene würkt nur vereint mit dem deynamisch Erhabenen beym Naturmenschen. Indem die Welt die Phantasie mit Größen und Kräften bestürmt, die sie nicht fassen und in Gestalten anschauen; die der Mensch weder schaffen, noch regieren kann, sondern sich ihrer Herrschaft unterwerfen muß; so tritt das Gefühl des Unendlicherhabenen vor seinen Geist. Er ahnet die Gegenwart einer unbegränzten Macht und starken Kraft in der

Natur. Er fühlt sich ohnmächtig, schwach und hülfsbedürftig; instinktartig hebt er als Bittender seinen Arm hervor, sucht alle Handlungen aufzuspüren, womit er die furchtbaren Mächte besänftigen, zu Gunsten seiner selbst stimmen kann. Hier entstehet seine dunkle Ahndung von Göttern; hier sind die Anfänge der Religion sichtbar. Es ist seine Philosophie, die in dem sich öffnenden Wahrheitssinn der aufkeimenden Vernunftwesen so gut als im Philosophen wirkt.

Ehe ich in meiner Vergleichung fortfahre, muß ich noch mich darüber rechtfertigen, daß ich hier, von dem großen Denker geleitet, weiter gehe, als er. Ich hege die kecke Meinung, daß Kant selbst, wenn er auf meinen Standpunkt sich versetzt hätte, auf die hier aufgestellten Resultate hätte stoßen müssen. Es liegt wohl in dem Wesen der Transcendentalphilosophie, daß alles, selbst an der Natur, nur in Beziehung auf die menschliche Erkenntnißkraft in Betracht kommt. Denn wie die Kenner der kritischen Methode es wissen, so liegt die Tendenz dazu in den ersten Grundgedanken. Also erklärt er das Erhabene selbst nur hier in kritischer Hinsicht. Er sagt (Kritik der Urtheilskraft S. 84.) „Erhaben ist, was auch nur denken zu können, ein Vermögen

des Gemüths beweiset, das jeden Maasstab der Sinne übertrifft," und S. 91. schließet er ganz richtig auf den wahren Charakter der Vernunft, vermittelst des Gefühls des Unendlichen, indem er sagt: „Das Unendliche ohne Widerspruch auch nur denken zu können, dazu wird ein Vermögen, das selbst übersinnlich ist, zum menschlichen Gemüth erfordert. Warum es gerade selbst den Natursohn, der, weil er als Transcendental-Philosoph daran gar nicht denkt, interessire, steht nirgends. Daß er nun trotz der Geschichte und der täglich anzustellenden Erfahrung das Unendlicherhabene, wie es sich in der Natur offenbaret, anstatt, auf eine unendliche Vernunft der Gottheit, wieder auf den Menschen bezieht, dies verleitet ihn, dem Kriticismus zu Liebe, zu unhaltbaren Behauptungen. Er nimmt an:

1) Daß das Gefühl des Erhabenen in der Natur (denn das der Kunst beschränkt sich nach S. 75 auf die Bedingungen der Uebereinstimmung mit der Natur) darauf lediglich beruhe, daß der Mensch (nach S. 96) die Endlichkeit der Einbildungskraft der Unendlichkeit der Vernunft unangemessen findet. Aber deshalb nennt gewiß der ungebildete Sohn der Natur und mit ihm der schlichte Menschenverstand nicht die Gegen-

stände erhaben, weil sie das Gefühl seiner eigenen Unendlichkeit, Kraft und Macht ihm fühlbar machen, sondern weil sie gewissermaßen seine Stärke vernichten, und in Vergleich mit der unendlichen Macht und Stärke, wie sie seine Phantasie von einer unsichtbaren Gotteskraft aufregt, seine Armuth, Schwäche und Hülfsbedürftigkeit ihm zeigen; denn in der daraus hervorgehenden Religiosität zeigt sich das Gefühl des höchsten und göttlich Erhabenen. Es war also nicht die Reflexion auf die Unendlichkeit der menschlichen, sondern im eigentlichen Sinn, der göttlichen Vernunft *). Nur die Transcendentalphilosophie erlaubt, um ihrer Consequenz willen, dies Geständniß nicht. Aus diesem Grunde will Kant das religiöse Gefühl, das eigentlich das Unendlicherhabene ist, weil es sich auf das Göttliche, als des Erhabensten und Höchsten, das Unendliche bezieht, nicht als erhaben gelten lassen. Er sagt S. 106:

„Wider diese Auflösung des Erhabenen (nur „in Beziehung auf die menschliche Vernunft) so„fern dieses der Macht beygelegt wird, scheint zu

---

*) Siehe Sulzers Theorie der schönen Künste, der Artikel: Trauerspiel.

„streiten: daß wir Gott im Ungewitter, im „Sturm, im Erdbeben u. d. gl. als im Zorn, „zugleich aber auch in seiner Erhabenheit sich dar„stellend, vorstellig zu machen pflegen, wobey „doch die Einbildung einer Ueberlegenheit unsers „Gemüths, über die Würkungen, und, wie es „scheint, gar die Absichten einer solchen Macht, „Thorheit und Frevel zugleich seyn würde. Hier „scheint kein Gefühl der Erhabenheit unserer eige„nen Natur, sondern vielmehr Unterwerfung, „Niedergeschlagenheit und Gefühl seiner gänzli„chen Ohnmacht die Gemüthsstimmung zu seyn, „die sich für die Erscheinung eines solchen Gegen„standes schickt, und auch gewöhnlichermaaßen „mit der Idee desselben bey dergleichen Naturbe„gebenheiten verbunden zu seyn pflegt. In der „Religion überhaupt scheint Niederwerfen, An„betung mit niederhängendem Haupte, mit zer„knischten angstvollen Gebährden und Stimmen, „das einzige Benehmen in Gegenwart der Gott„heit zu seyn, welches daher auch die meisten „Völker angenommen haben und noch beobachten. „Allein diese Gemüthsstimmung ist auch bey wei„tem nicht mit der Idee der Erhabenheit ei„ner Religion und ihres Gegenstandes an sich und „nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich „wirklich fürchtet, weil er dazu seine Ursache fin„det, indem er sich bewußt ist, mit seiner ver-

„werflichen Gesinnung wider eine Macht zu ver=
„stoßen, deren Wille unwiderstehlich und zugleich
„gerecht ist, ist in gar keiner Gemüthsfassung um
„die göttliche Größe zu bewundern, wozu eine
„Stimmung zur ruhigen Contemplation und
„zwangfreyes Urtheil erforderlich ist. Nur als=
„dann, wenn er sich seiner aufrichtigen gottgefälli-
„gen Gesinnung bewußt ist, dienen jene Würkungen
„seiner Macht in ihm die Idee der Erhabenheit
„dieses Wesens zu erwecken, sofern er einer seinem
„Willen gemäßen Erhabenheit der Gesinnung an
„ihm selbst sich bewußt ist, und dadurch über die
„Furcht vor solchen Würkungen der Natur, die
„er nicht als Ausbrüche seines Zorns ansieht, er-
„hoben wird. Selbst die Demuth, als unnach=
„sichtliche Beurtheilung seiner Mängel, die sonst
„beym Bewußtseyn guter Gesinnungen, leicht
„mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur
„bemäntelt werden könnten, ist eine erhabene
„Gemüthsstimmung, sich willkührlich dem Schmer=
„ze der Selbstverweise zu unterwerfen, um die
„Ursache dazu nach und nach zu vertilgen. Auf
„solche Weise allein unterscheidet sich innerlich Re=
„ligion und Superstition, welche letztere nicht
„Ehrfurcht für das Erhabene, sondern Furcht und
„Angst vor das übermächtige Wesen, dessen Wil-
„len der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht,
„ohne ihn doch hochzuschätzen, im Gemüthe grün=

„det, woraus denn freylich nichts als Gunstbe„werbung und Einschmeichelung, statt einer Re„ligion des guten Lebenswandels entspringen „kann." —

Freylich die ruhige Besonnenheit im Trauerspiel, welches das Erhabene der menschlichen Vernunft zum Gegenstand hat, ist jenes Gefühl des Unendlichen nicht, aber deshalb doch wohl darum nicht minder erhaben? Dann wären die Kunstdarstellungen des Göttlicherhabenen in den göttlichen Epopäen und Comedien auch nicht erhaben. Ist es nicht ein erhabenes Gefühl, wenn der Amerikaner beym Anblick des majestätisch-furchtbaren Wasserfalls des Niagara in Staub niederfällt, und den großen Geist anbetet; oder wenn der Grönländer beym Sonnenaufgang dem Missionair zuruft: „Wie herrlich muß der seyn, „der diesen Tag gemacht hat!" Nach Kant ist außer der moralischen Religion, die Moralität zur Hauptsache macht, im eigentlichen Verstande keine Religion; aber sind die heidnischen Religionen, wenn auch in der plumpesten und grassesten Gestalt des Aberglauben, deshalb nicht Religionen zu nennen? Die Hauptsache in jeder derselben ist Gefühl der unendlich erhabenen Gottheit (einzeln oder vielfältig thut hier nichts), deren Macht und Weisheit, und dagegen das Gefühl

der Ohnmacht und der Abhängigkeit, die Nothwendigkeit, ihnen sich gefällig und sie sich geneigt zu machen; welches auf mancherley Weise, am besten freylich durch Befolgung göttlicher Gebote, (die als solche erkannt werden) geschieht. Die Kantische Moral-Religion ist also nur ein Zweig der religiösen Ansicht. Aber consequent war es, um des Systems willen sie zur allein zuläßigen Religion zu erheben; ob es gleich allen Erfahrungen widerstreitet.

2) Kant behauptet, daß das Schöne eher und leichter Eingang findet, als das Erhabene. Er sagt S. 109.

„Die Stimmung des Gemüths zum Gefühl „des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit „desselben für Ideen; denn eben in der Un„angemessenheit der Natur zu dem letztern, mit„hin nur unter dieser ihrer Voraussetzung und „der Anspannung der Einbildungskraft die Natur „als ein Schema für die letztere zu behandeln, be„steht das Abschreckende für die Sinnlichkeit, wel„ches doch zugleich anziehend ist; weil es eine „Gewalt ist, welche die Vernunft auf jene aus„übt, nur um sie ihrem eigentlichen Gebiete (dem „praktischen) angemessen zu erweitern und sie auf „das Unendliche hinaus sehen zu lassen, welches „für jene ein Abgrund ist. In der That wird

„ohne Entwicklung sittlicher Ideen das, was wir, „durch Kultur verbreitet, erhaben nennen, dem „rohen Menschen blos abschreckend vorkommen. „Er wird an den Beweisthümern der Gewalt „der Natur in ihrer Zerstöhrung und dem großen „Maasstabe ihrer Macht, wogegen die seinige in „Nichts verschwindet, lauter Mühseligkeit, Ge- „fahr und Noth sehen, die den Menschen umge- „ben würden, der dahin gebannt wäre."

Aber natürlich drängt sich die Frage auf: wo- her das Gefühl des Erhabenen? Er antwortet:

„Darum aber, (S. 110.) weil das Urtheil „über das Erhabene der Natur Kultur bedarf, „(mehr als das über das Schöne) ist es doch „dadurch nicht eben von der Kultur zuerst erzeigt, „und etwa blos conventionsmäßig in der Gesell- „schaft eingeführt, sondern hat ihre Grundlage „in der menschlichen Natur und zwar demjenigen, „was man mit dem gesunden Verstande zugleich „jedermann ansinnen und von ihm fordern kann, „nämlich in der Anlage zum Gefühl für prakti- „sche) Ideen, d. i. den moralischen."

Wenn man auch dem Kriticismus (dem ge- mäß alles Gesagte beurtheilt werden muß) zu- giebt, daß die Anlage für das Moralische ange- sonnen werden kann, daß es früher deutlicher

würkt, als das theoretische Vernunft-vermögen; so würkt dieses doch darum nicht minder, weil allem Handeln, wenn auch nur dunkel, ein Denken vorhergehet. So wie der Kriticismus, der der praktischen Vernunft das Primat verleiht, ein moralisches Gefühl zuläßt, das den Probierstein für sittliche Güte hergiebt, so setze ich hinzu, daß es in der theoretischen Vernunft auch ein Gefühl für Wahrheit giebt, das ich Wahrheitssinn nennen möchte, und das ohne Zweifel so früh, wenn auch dunkel, würkt, als der Moralsinn. Aber freilich ist jener schwerer zu entdecken, als dieser. Weil beyde gleich früh würksam sind, so nannte ich (S. 57) die Menschen geborne Metaphysiker. Kanten widerspricht die Erfahrung jetzt und ehemals. Jetzt hat der gemeine Mann gar wenig die Fähigkeit das Schöne (man sehe seine Gemälde, die ihn behagen) zu beurtheilen, weil dieses eine Geisteskultur erfordert, die er nicht besitzt. Aber die Darstellung des Erhabenen in Rede, Gedicht und Bild des Unendlichen in der Religion, erzeugt bey ihm sehr das Gefühl des Erhabenen. In dem Abschnitt, der von dem Einfluß der Kunst der Sittlichkeit handelt, wird sich erweisen, daß nur im Dienste der Religion die Künste des Erhabenen Einfluß auf die Gemüther,

vorzüglich zu Gunsten der Sittlichkeit, haben. Hier will ich nur aus der Geschichte noch zeigen, daß der Sinn für das Erhabene, ja selbst für das Unendlicherhabene in Natur und Kunst früher vorhanden war, und mit ihnen die erhabenen Künste früher, als der Sinn für das Schöne und die sie begleitende schöne Kunst, die schon einen höhern Grad von Intellektualität erfordert.

Ohne Zweifel waren die furchtbar erhabenen Scenen der Natur dem rohen Natursohn, auf den nur sehr starke Eindrücke würken, interessanter und früher auffallend, als der Anblick des Lieblichen und Schönen; denn noch jetzt ist der große Haufe mehr für große, stark erschütternde und furchtbar erhabene, als für sanfte, liebliche und schöne Darstellungen gestimmt. Der rollende Donner, der majestätische Blitz in der dunkeln Nacht, das Toben des Sturmes, das Brausen des Meeres, ein dunkler und kühler Eichenwald, waren ihm die unverkennbaren Herolde der Gottheit, die ihre Macht und seine Ohnmächtigkeit und Schwäche ihm zeigten. Hier fand er die himmlischen Mächte allgegenwärtig. Hier legte er Altäre an, und opferte er, um ihre Gunst zu erbitten. Eben aber so war es der Fall in Hinsicht der Kunst, die erhabenen Darstellungen wa-

ren früher als die schönen Künste. Das Göttliche, Unendliche und Erhabene zu verehren, sich näher zu bringen, ja ohne Zweifel, sich zuzueignen, lockte die ästhetische Kunst hervor. Die ersten Lieder waren Hymnen zum Lobe der Gottheit. Ihr zu Ehren erklang zuerst die einfache Lyra. Ihre Gunst zu gewinnen, begann man religiöse Tänze und Prozessionen. Zu ihrer Verherrlichung verschönerte man den Schmuck des Priesters, die Form der Altäre und des Opfergeräths. Lange ragten die majestätischen Tempel mit Prunksäulen zwischen den einfachen und schmucklosen Wohnungen der profanen Menschen hervor. Poesie, Bildhauerey und Mahlerkunst standen anfänglich nur im Dienste der Religion, und späterhin erst im Dienste des Vaterlandes. Wo haben sich die ästhetischen Künste unter allen Nationen mehr verherrlicht, als in Darstellung heiliger Gegenstände; selbst bey Nationen, die, wie die Egypter, Inder, Chineser und Juden, es nie zum reinen Kunstgeschmack der Griechen brachten. Wo finden sich die erhabensten Darstellungen, als in den biblischen Psalmen und prophetischen Schriften, in den heiligen Gedichten eines Homers, Virgils in einer Iliade und Aeneide, in dem befreyten Jerusalem eines Taßo, in dem verlornen Paradies eines Milton, und in dem Meßias eines

Klopstock. Die ersten Trauerspiele entlehnten ihren Stoff aus den gangbaren Religionen, und stellten *) Götterscenen dar. Die ersten Musiken waren religiös. Sie wurden zur Verherrlichung der Götter an bestimmten Festtagen gegeben. Die reinigende Weihe fing an. Am Ende traten Magistratspersonen auf die Bühne, und spendeten beym Bachusaltar Trankopfer. Nur späterhin führte man die erhabenen Künste im Kreise der Menschlichkeit ein, baute man Heldentempel, setzte man ihnen Statuen, verherrlichte man ihren Namen (wie Pindar) in Poesien. Lange nach dem ersten Trauerspiel erschien das Lustspiel und die komischen Darstellungen, die als persönliche Satyren, unserm plumpen und abgeschmackten Marionettenspiel ähnlich, gewiß nicht schön zu nennen waren. Spät erst, nachdem lange prachtvolle Tempel standen, baute man schöne Palläste, schmückte man Privathäuser mit Gemälden und Statuen, verschönerte man die Formen des Hausraths, gab es Musik und Tanz zur bloßen Belustigung.

*) Man lese hierüber die Reisen des jüngern Anacharsis, in der Uebersetzung, Theil VI. S. 1 — 40. und die Stellen der unten angeführten Schriftsteller des Alterthums.

Nach diesen Erörterungen fahre ich in meiner Parallele der ästhetisch subjektiven und philosophisch objektiven Erkenntnißweise und Ansicht der Dinge fort.

1) Die ästhetisch subjektive in allen ihren Zweigen wirkte allgemeiner, früher und länger, als die philosophisch objektive. Dies wird uns vielleicht wichtige Aufschlüsse über manchen wichtigen Gegenstand geben *). Es wird ohne Zweifel auffallen, daß ich die Religion hier unter dem Titel ästhetische Kunst bringe. Ja sie ist ohne Zweifel die erhabenste aller Künste, weil sie die Gottheit und alle sie betreffende Ideen, das Erhabenste enthalten, das wir kennen, zum Gegenstande hat. So wie dem tiefen Denker strenge Demonstrationen zur Wahrheit, mit Anwendung vieler Kräfte, führen; so führt die Religion durch erhabene Gegenstände, im Gefühl, Ahndungen der Wahrheit und Sittlichkeit, Gott und Tugend herbey. „Spielend verleihen sie, „(nach Schiller N. Thalia I. S. 93) was ihre

---

*) Man betrachte die Erörterung der folgenden Resultate in sofern sie als richtige Schlüsse aus den richtigen Prämißen folgern, als die Probe auf das Exempel, welche zeigt, ob richtig gerechnet war.

„ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen „lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer „erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn „pflegt. Mit anspannendem Fleiß müssen wir „die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerz„haften Opfern die Billigung der Vernunft, die „Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen „kaufen, oder das Uebermaas der letztern durch „eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein „gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient „werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch „keine Reue erkauft werden.“ Das ist nun der Grund, warum die subjektivisch-ästhetische Ansicht, vorzüglich in Hinsicht des Erhabenen, das Erbtheil des Wilden ist *). Er spähet nicht mühsam nach der wahren Beschaffenheit der Dinge und deren realen Zusammenhang, sondern unbekümmert darüber, überläßt er sich dem Eindruck des Schönen und Erhabenen in seiner Phantasie, Poesie und Mythen, also, geregelte Gestalten der Einbildungskraft, waren früher als Ideenverknüpfung in trockenen Systemen. Muß nicht selbst jetzt die ästhetische Kunst vorzüglich durch den Dichter dieselben annehmlich machen

*) Bekanntlich vertraten Hieroglyphen sehr lange die Stelle der Buchstaben.

und verdeutlichen. Kleists Ode zum Lobe der Gottheit, Hallers Beschreibung der Ewigkeit, scheinen dem dürren Gerippe nackender Begriffe erst seine gehörige Bekleidung, dem todten Körper Leben, dem dunkeln Schatten Licht zu geben. Helvetius in seinem Buche über den Geist des Menschen, (in der Uebersetzung von Gottsched S. 487 und 488) bemerkt sehr richtig, wenn er sagt: „Die Einbildungskraft besteht in einer Zusammensetzung, in einer neuen „Sammlung von Bildern, und in einem Verhältnisse der unter diesen Bildern und der „Empfindung, die man rege machen will, bemerkten Aehnlichkeiten. Ist es das Schrecken, „so giebt die Einbildungskraft den Sphinxen „und Furien ihr Daseyn. Ist es das Erstaunen oder die Bewunderung, so verschaffet sie „hesperidische Gärten, die bezauberte Insel der „Armida, und den Pallast der Atlantis.

„Die Einbildungskraft ist also eine Erfinderin von Bildern, so wie der Geist ein „Erfinder der Begriffe ist." —

„Aus dieser Beschreibung der Einbildungskraft folget, daß sie nur in Beschreibungen, „Gemälden und Auszierungen allein angebracht „werden mag. In jedem andern Falle kann „die Einbildungskraft den Begriffen, und den

„Empfindungen, die man uns vorstellt, zur „Einkleidung dienen. Sie spielte ehedem „in der Welt eine ansehnliche Rolle; sie „erklärte fast allein alle Erscheinungen in der „Natur. Sie war der Krug, auf welchem sich „eine Wassernymphe stützte, und aus welchem „die Bäche flossen, die sich durch die Thäler „schlängelten, durch sie wurden die Wälder und „Flächen unter die Mithülfe der Dryaden und „Napäden bekleidet; die von den Gebirgen ab„gerissenen Felsen von den Orkaden in die Ebene „gewälzt; und die Mächte der Luft, welche „unter den Namen der Geister oder Dämonen „die Winde losließen und die Ungewitter über „den Ländern anzettelten, welche sie durchwü„then sollten. Ueberläßt man in Europa der „Einbildungskraft nicht mehr die Erklärung der „Naturerscheinungen, und bedient sich dersel„ben nur, um die Grundsätze der Wissenschaf„ten deutlicher und angenehmer vorzutragen, „von der Erfahrung allein den Aufschluß der „Naturgeheimnisse erwartend; so darf man „nicht denken; daß alle Nationen über diesen „Punkt gleiche Einsichten besitzen. Die Einbil„dungskraft ist annoch der Indianer ihr Phi„losoph: in Tunquin hat sie den Zeitpunkt der „Entstehung der Perlen bestimmt:" — und S. 490, 491 und 492.

„In Griechenland begeisterte sie den Hesiodus, „wenn er, voll von ihrer Schwärmerey, saget: „Im Anfang war Chaos, der schwarze Erebus „und Tartarus. Die Zeit war noch nicht, als „die ewige Nacht auf breiten und schweren „Fittigen die unermeßlichen Flächen des Raums „durchflatterte, und sich plötzlich über den Höl„lenfluß niederließ. Sie legte darin ein Ey; „der Erebus empfängt dasselbe in seinem Schoo„se, bebrütet solches, und die Liebe hüpft dar„aus hervor. Diese schwingt sich mit goldenen Flü„geln empor und vereiniget sich mit dem Chaos: „diese Verbindung giebt den Himmeln, der Er„de, den unsterblichen Göttern, den Menschen „und Thieren ihr Daseyn. Die Venus, in „in dem Schooße des Meeres empfangen, hatte „sich auf die Oberfläche des Wassers begeben: „alle belebte Körper stehen stille und betrachte„ten sie: Die Regungen, welche die Liebe der „ganzen Natur leicht eingedrückt hatte, lenken „sich nach der Schönheit; und die Ordnung, das „Gleichgewicht und der Entwurf werden der „Welt zum erstenmale bekannt.“

„So bauet die Einbildungskraft in dem er„sten Jahrhunderte von Griechenland den Pal„last der Welt. Jetzt, da sie gesündere Be„griffe hat, geht sie durch die Kenntniß der ge-

„genwärtigen Geschichte der Welt zu der Kennt-
„niß ihrer Bildung. Durch unzählbare Irrthü-
„mer belehret, schreitet sie nur unter der Be-
„gleitung der Erfahrung zur Erklärung der Na-
„turerscheinungen; nur in Beschreibungen und
„Gemälden überläßt sie sich selbst. — —

„Will man kühne Schilderungen haben; so
„weiß die Einbildungskraft, daß die größten
„Gemälde, sollten sie auch nicht die besten
„seyn, allemal diejenigen sind, welche den stärk-
„sten Eindruck machen; daß man dem schwachen
„und reinen Lichte, der von den Altären bren-
„nenden Lampen, die vermischten Feuer, Asche,
„und Rauchwirbel vorziehe, welche der Aetna
„um sich wirft." —

„In der Philosophie ist ihr Gebrauch viel
„eingeschränkter; sie dienet alsdann, wie ich
„oben gesagt habe, zu nichts, als daß sie
„über die Grundsätze mehr Deutlichkeit und An-
„muth verbreitet."

„Die Einbildungskraft, welche die abgezo-
„genen Begriffe und Grundsätze der Wissenschaf-
„ten mit sinnlichen Bildern zu bekleiden suchet,
„giebt der Philosophie daher unendlich viel
„Klarheit und Annehmlichkeit."

So wie Phantasie und Vernunft sich scheidet, entsteht neben den religiösen, dichterischen und historischen Mythen; Philosophie, die aber, ehe sie ächt und rein wird, lange mit Phantasienbildern vermischt ist. Denn selbst die abstrakten Wörter sind von der sinnlichen Welt geborgt und verrathen in allen Bedeutungen ihre Herkunft, daher entstehen oft, statt Gedankenketten nach dem Gesetz der Identitat und des Widerspruchs, Gebildete, nach den Regeln der Aehnlichkeit und des Kontrastes zusammengereihet. Ferner, so wie die Vernunftgesetze im gemeinen Menschenverstande instinktartig würken, so auch die Regeln der Phantasie, so wie die freye Willkühr von den erstern zu willkührlichen Operationen freyen Gebrauch machen kann, so ist es auch bey den letztern der Fall. Da spielend die Gebilde der Phantasien sich regeln, und mühsam der Nexus der Gedanken sich reiht, so wird die Willkühr lieber phantasiren *) als denken. Daher kommt es, daß, obgleich es nur eine wahre und alleingeltende Philosophie (objektiv) geben kann, es doch so viele (subjective) Philosophen giebt. Also die subjective ästheti-

---

*) Man vergleiche hiemit Kritik der Urtheilskraft. S. 101 — 105.

sche Ansicht der Dinge, die auf Kompositionen der Einbildungskraft beruht, geht dem Nexus des Verstandes in der objectivisch-philosophischen vorher. Man betrachte nur die Entwickelung des einzeln Menschen und man wird leicht den Weg der Bildung in der Gattung entdecken. Fabeln und Erzählungen, erdichtet oder wahr, sind früher begreiflich und auch angenehmer als theoretische und praktische Untersuchungen.

2) Diese Ansicht giebt über das Wesen der Religion einen sehr wichtigen Aufschluß. Der Philosoph stellet einen Grundsatz auf, den ihm die Logik gesichert und als wahr bewähret hatte, er folgert daraus, was sich folgern läßt, und opfert gewöhnlich der Konsequenz die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes auf. Dies ist so wahr, daß ich jetzt, seit Erscheinung des strengen Idealismus gar kein Beyspiel zum Beleg meiner Behauptung erst anführen darf. Ein gleiches Bedürfniß das, was die Gefühle des Unendlicherhabenen der unsichtbaren Mächte, ihm dunkel ahnen zu lassen, mit zuverlässiger Gewißheit zu haben, führt den Anhänger der subjectiv-ästhetischen Ansicht zu einer dieser Erkenntnißart eigenthümlichen Begründung und Verkettung der Wahrheiten, welche als Luftgebilde der Phantasie und Gestalten der

Sinne in einem losen und gar keinem nothwendigen Zusammenhang stehen. Wie ist ihm nun Gewißheit möglich? Nicht durch philosophisches Wissen, sondern durch Glauben *). Diesen kann ihm nur die unsichtbare Macht, welche sich der Unsichtbarkeit entäußert, unmittelbar selbst verleihen. In den frühesten Zeiten, wo der Mensch sich höhere Wesen nur als mächtigere und größere Menschen denkt, thun es die himmlische Wesen in eigner Person. Späterhin, wenn die Vorstellung eines Gottes zu erhaben wird, geschiehet es mittelbar durch Gesandten. Aber womit sollen diese sich legitimiren. Welches sind die Beweise, die sie geben, keine philosophische sicher nicht; denn wäre die aufkeimende Vernunft derselben empfänglich, so würde sie die ästhetisch subjektive Ansicht und mit ihr die religiöse Glaubensform (wie jetzt in dieser intellektuellen Epoche (aufgeben. Er wird also andere Beweise und Beglaubigungsmittel haben müssen, die der subjektiv ästhetischen Ansicht

---

*) Glaube ist hier nach Kant (Kritik der Urtheilskraft S. 456) die moralische Denkungsart der Vernunft im Fürwahrhalten desjenigen, was für die theoretische Erkenntniß unzugänglich — beym Natursohn und Layen unerreichbar ist.

angemessen sind. Diese erhält er dadurch, daß der Gesandte der unsichtbaren Macht Dinge thut, welche nur die Götterbevollmächtigten thun können. Er muß Wunder und Zeichen hervorbringen, die außer ihm kein anderer hervorbringen kann; Thaten verrichten, die unmittelbar durch göttliche Kraft gewürkt wurden; weil sie (ihrer Meinung nach) durch Naturkräfte unmöglich sind: welches ohne Zweifel in jenen wundervollen Zeiten des grauen Alterthums leicht von statten geht. Mit solchen kräftigen Beweismitteln ausgerüstet, kann er nun sprechen. Seine Rede ist der lebendige und allwürksame erste Grundsatz, der alle Meinungen als wahr stempelt, und allen Thaten ein sittliches Gepräge verleiht. Die Sanction erstreckt sich über alle Zweige des menschlichen Wissens, Thuns und Lassens. Das Zeitalter, welches einen großen Zeitraum in der Geschichte einnimmt, trägt eine religiose Physiognomie. So wie die erkannte Wahrheit auf Kenntniß und Beobachtung der sittlichen Gesetze einen sehr bedeutenden Einfluß hat, so werden auch die von göttlicher Autorität sanctionirten Wahrheiten würken. Die Gesetzgebungen werden durch sie rechtskräftig. Sie sind Stellvertreter des Gewissens, und bestimmen, was recht, gut und lobenswerth ist. Furcht des Herren ist aller Weisheit

Anfang. Ehrerbietige Folgsamkeit gegen ihre Befehle, ohne Klügeley (wenn auch, vorzüglich im Heidenthum, was wohl kommen möchte, das Gewissen protestirt) ist die wahre Lebensweisheit die erste Tugend; der Ungehorsame ist ein Verräther der Wahrheit. Der wahre Religiöse thut alles aus Gehorsam gegen die Gottheit. Ihr Wille ist sein Gesetz. Da Götter besser wissen, wie er, was wahr und gut ist, so muß die Ueberzeugung des Verstandes schweigen und der Ausspruch des Gewissens verstummen. Man frage den frommen Israeliten und Muhamedaner und Christen, warum er die gleichgültigsten Dinge gewissenhaft beobachtet? weil es in der Bibel, im Koran steht, weil es Gott will. In dem Augenblick, wo die göttliche Autorität ihm nichts mehr gilt als Beweiskraft, und er seiner eigenen Einsicht über Wahrheit und Sittlichkeit folgen will, verläßt er die subjective ästhetische Ansicht, hört er auf, ein Religiöser zu seyn. Ohne daß er hinlänglich zum Selbstgebrauch seiner Vernunft kultivirt ward, wird er wieder ein Indifferentist. Er schwankt zwischen Zweifeln über das, was wahr und gut ist. Entweder Leidenschaft oder ein gutes Herz vertreten bis auf bessere Zeiten die Stelle des Hebels.

Die Philosophie ist Anfangs ein unregelmäßiges Chaos, mit willkührlichen Sätzen, schwachen Beweisen. Mit der Zeit läutert sie den Inhalt, verstärkt sie die Beweisgründe. Sie ist so lange perfectibel, bis man den ersten Grundsatz der Wahrheit gefunden und ein objectiv allgemein gültiges System begründet hat, dann hören alle Philosopheme auf, und es giebt nur eine Philosophie. Eben dies geschieht in Hinsicht der Religionen. Sie veredeln sich. Es treten Gesandte auf, die noch größere Wunder thun. Das Untaugliche wird ausgemerzt; das Brauchbare allegorisch angedeutet und zu einen höhern Sinn veredelt. Der Inhalt ist so lange perfectabel, bis die subjectiv ästhetische Ansicht mit der objectiv philosophischen stimmt, beyde gleichlautend werden. Dann ist die Wahrheit in der Hülle der Offenbarung ohne Zusatz, in ihrer großen Erhabenheit, Schönheit und Wirksamkeit. Ohne Zweifel war dies beym reinen Urchristenthum der Fall; daher seine großen und kräftigen Wirkungen (S. 91 bis 96). Man hat seit der Zeit der Entstehung desselben durch Beysätze es wohl verschlimmert, aber nicht verbessert. Alle Reformationen säuberten es von Zusätzen und reducirten es auf seinen ursprünglichen Inhalt. Selbst indem es seine eigentliche Beweiskraft, die göttliche

Auctorität, verlor, hat es doch einen innern Werth, und äußert wohlthätige Wirkungen. Man kann an seine Stelle nichts bessers setzen. Im Gefühl der moralischen Genies, wie ich die edlen Stifter der Religion nenne, war also früher die Wahrheit aphoristisch vorhanden (vergl. S. 85 und 86.). — Aber es folgt nun auch sehr natürlich, daß die subjektiv ästhetische Ansicht, welche früher wirkte, auch früher den höchsten Punkt der Vollkommenheit erreichen mußte. Die objektiv philosophische Ansicht erschien mit den Philosophen später, daher sie auch später ihrem höchsten Ziele der Vollendung sich nähert. Jezt da die ästhetisch subjective Ansicht und mit ihr Religiosität ab- und der Religionsindifferentismus zunimmt, scheint auch die objektiv philosophische mit schnellen Schritten zu ihrer vollkommensten Gestalt zu eilen; die Zeichen der Zeit scheinen wenigstens darauf hinzudeuten.

3) Endlich ziehe ich hier die Entgegensetzung der Religion, als den edelsten Zweig der ästhetisch subjectiven Ansicht mit der Philosophie in folgendem Resultate zusammen; daß jene in ihrer edelsten Gestalt mit dieser zwar den Inhalt, aber nicht die Form gemeinschaftlich habe, sondern in diesem Punkte gerade entgegengesetzt sey und ewig bleiben werde. Mit dem abneh-

menden Glauben an Offenbarung hat die Religion in ihrer edelsten Gestalt zwar viel an Wirksamkeit verloren, aber die subjektive ästhetische Einkleidung wird nie entbehrt werden können, wenn sie auch nicht mehr wie in der Vorwelt die Hauptrolle, sondern nur eine untergeordnete Nebenrolle spielen wird. Die reine Philosophie in ihrem wissenschaftlichen Kleide wird nie für die Fassungskraft der Menge sich herabstimmen können. Sie wird aber mit ihrer hohen Autorität, welche von den Gelehrten herab so kräftig im Beyspiele auf den Laien wirkt, die natürliche Religion mehr begründen und zu größerer Wirksamkeit helfen. Erhabene Dichter, ein Klopstock, Schiller, Kleist u. s. w. werden mehr auf Belebung für Wahrheit und Sittlichkeit wirken, als Definitionen von den Vollkommenheiten und Eigenschaften Gottes; die wichtige, aber sehr schwere Lehre von der Vorsehung und der Rechtfertigung über den Ursprung, die Dauer und die Absicht des Uebels wird, wie andere schwere Dogmen nur unter einem so entsprechenden Gleichniß von jenem Hausvater, der Unkraut und Waitzen wachsen läßt bis zur Erndte, sich dem Volke verdeutlichen laßen. (N. T. Evangelium Matthäi Cap. 13.) Und so wird Religion die faßlichste Lehrerin der reinen Philosophen seyn und zu allen Zeiten blei-

ben. Die Definitionen von beyden ergeben sich nun von selbst. Religion ist die Begründung der Wahrheit durch die Urwahrheit in subjektiv ästhetischen Gewande, wo die Quelle aller Gewißheit in der Offenbarung liegt. Die reine Philosophie begründet objektiv philosophisch das Wahre durch die Aufstellung eines ersten Grundsatzes, und die Befestigung alles Wahren durch ihn in der Zusammenordnung eines nothwendig und allgemeingeltenden Systems. Jene bringt Gefühle des Unendlichen, diese unüberschwengliche Ideen hervor.

II. Das Gefühl des Erhabenen beziehet sich am Menschen (in Natur und Kunst) auf das Gottähnliche am Menschen. Nach dem von mir angegebnen Standpunkt, wo ich die Vernunft als ομοιεσιος betrachtete, bin ich zu dieser Eintheilung berechtigt. So wie das Reingöttliche und das durch ihr bestehende Wesen in der Natur objektiv genannt ward; so wird von mir hier die Vernunft auch das Objektive am Menschen genannt. Es könnte nun wohl leicht der Fall seyn, daß das Göttlicherhabene in der Natur wegen seines frühern und größern

Eindrucks, früher auf das Gefühl der Menschen wirkte, als das Menschlicherhabene; doch bin ich ebenfalls geneigt zu glauben, daß so, wie die rüstigen Tugenden, als Tapferkeit, heldenmüthige Verachtung der Gefahren, Aufopferung der edelsten Triebe, der Geschlechts-, Gatten- und Kindesliebe eher geschätzt wurden, als die weicheren, Wohlwollen, Duldsamkeit, Geselligkeit; so auch das Erhabene am Menschen, das jene rüstigen Tugenden bemerkbar macht, eher auf die Gemüther wirkte, als das Schöne, welches mehr die sanften Eigenschaften zum Gegenstand ihrer ästhetischen Darstellung wählte. Man sieht beym Wilden den in Gefahren des Krieges und der Jagd unerschrockenen und beherzten Mann mehr, wie den sanften, guten schätzen. Wir bemerken jetzt noch, wie auf den gemeinen Mann Furcht vor großer Macht und Ehre, und das Symbol derselben, der Soldatenstand, mehr wirkt, als Achtung und Liebe gegen den tugendhaften Weisen in einer von Macht entblößten Lage. Selbst in Kunstausstellungen und in den oft geräuschvollen Theaterstücken, welche einen Schein von Erhabenheit und Größe haben *), entschei-

*) Nach Plato de lege lib. 2. T. 2. p. 658. gaben

det hier (die niedrigkomischen Streiche eines Wiener Kasperle abgerechnet) die Stimme des mindergebildeten Haufens. Und waren nicht die Darstellung von Götterscenen aus den Mythen, die daraus entspringenden Trauerspiele bey den Alten, und die Aufführung der göttlichen Komödien, religiösen Inhalts in dem mittlern Zeitalter früher als alle Komödien, selbst im niedrigsten Marionettenstyl? Wenn Kant annimmt, daß das Erhabene mehr Kultur bedarf, als das Schöne, so dünkt mich, liegt diese Behauptung wiederum tief in der Ansicht des Kriticismus von Ideen und Begriffen. Er erlaubt nur zufolge denselben das sittlich Erhabene, aber nicht das theoretisch Erhabene. Freilich wirkt jenes früher als dieses. Aber so wie die aufkeimende theoretische Vernunft eher das Sittliche, als das Schöne, beurtheilt, eben so wird das mit dem darauf sich gründenden Erhabenen ebenfalls der Fall seyn.

1) **Aeußerung großer Geisteskraft, die in der theoretischen Vernunft gegründet ist, zieht das Ge-**

---

die Athenienser dem Trauerspiel immer den Vorzug vor dem Lustspiel.

fühl des Erhabenen herbey. Die große Macht der Monarchen und Helden, in sofern man entweder in dem großen Glanze, der sie umgiebt, in dem blendenden Prunk, der in ihrem Gefolge ist, Größe und Hoheit erblickt, oder ihre wirkende Macht in Hinsicht auf das Wohl und Weh von Millionen gleich der allmächtigen Kraft der Gottheit sichtbar ist. Selbst die große Kraftäußerung unmoralischer Leidenschaften, die einem weitverbreiteten Einfluß auf Glück und Unglück haben, sind vorzüglich in frühern Zeiten, wie z. B. der Zorn des Achilles, die Erbitterung der Juno gegen den gottesfürchtigen Aeneas, erhaben. Erhaben ist selbst (nach Schiller N. Thalia I. p. 114.) jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die misbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann. Erhaben sind endlich, aber nur für gebildete Geister, große Entdeckungen und Erfindungen, deren Folgen sich auf ganze Geschlechter, ja auf die ganze kommende Menschheit aller Zeiten, wie z. B. Kolumbus Entdeckung von Amerika verbreiten. Die große und unendliche Erhabenheit der theoretischen Vernunft, ist ohne Zweifel hier die Quelle des Erhabenen. Wenn aber dieselbe nicht erhaben

wäre, dann müßte man die (oft sehr unmoralischen) blos in Hinsicht ihrer Geisteskraft und Hoheit ihrer Seelenstärke bekannten Götter und deren Darstellungen, in den erhabensten und schönen Menschenformen nicht erhaben nennen. Ein Jupiter des Zeuxis, ein Apoll, eine mediceische Venus, wären alsdann keine erhabenen Darstellungen, oder himmlische Schönheiten. Das Reingöttliche war hier durch die Formen des Reinmenschlichen (der Vernunft) in den Gestalten des Pinsels und des Meißels dargestellt. Die zum Grunde liegenden Ideen der theoretischen Vernunft z. B. Weisheit und der Muth bey der Pallas bestimmten die charakteristische Form, unter der sie in einer edeln Menschengestalt personificirt, vor den Augen auftraten. Es giebt daher gerade so viel Ideale der Götter, als es theoretische und praktische Vernunftideen geben kann. Die personificirte Vernunft in dem männlichen und weiblichen Ideal eines Apoll und einer Venus war die reine Form selbst, in der jede sichtbar werdende Intelligenz erscheinen müßte. Man misverstehe mich nicht; Sittlichkeit, als eine Art der großen Kraftäußerung des menschlichen Geistes, war nicht ganz ausgeschlossen, sondern kam nur als eine besondere Form des Erhabenen am Menschen in Betracht; und spielte damals

nicht (wie ein Kriticismus) die Hauptrolle, sondern die Nebenrolle. Prometheus (in dem bekannten Trauerspiel) ist nicht erhaben wegen der Moralität bey der standhaften Erduldung der Leiden, sondern wegen seiner sehr unmoralischen Hartnäckigkeit gegen Götter und Menschen, denen zum Trotz er die größten Qualen und Schmerzen erduldet. Herder in seinen geistvollen Briefen zur Beförderung der Humanität (6te Sammlung, S. 1 — 70.) sagt S. 3. „Die Kunst, die sich mit dem Gebilde des Men„schen und allen ihm einwohnenden Kräften dar„stellend beschäftigt, ist für die Menschheit von „einem hohen Werth.

„Sie hat nicht nur Gedanken, sondern „Gedankenformen, ewige Charakte„re, sichtbar gemacht, die mit solcher Energie „weder Sprache noch Musik, noch irgend eine „andre Bemühung der Menschen ausdrücken „konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie, „und stellte sie selbst in deutlichen, ewigen Be„griffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zei„ten dar, in welchen sich Menschheit in diesen „Formen genießet und fühlet, in welchen „Menschheit nach diesen Formen wirket. Sie „giebt uns also nicht nur eine sichtbare Logik „und Metaphysik unsres Geschlechts in

„seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, „Sinnesarten, Neigungen und Trie„ben; sondern indem sie diese mit Sinn und „Wahl darstellet, ruft sie als eine zweyte Schö„pferinn uns schweigend zu: „Blicke in die„sen Spiegel, o Mensch! Das soll und „kann dein Geschlecht seyn. So hat „sich die Natur in ihm mit Würde und Ein„falt, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. „Also erscheint das Göttliche in deinem Ge„bilde; anders kann es nicht erscheinen."

2) Das Erhabene in kritischer Bedeutung bezieht sich vorzüglich und am auffallendsten in den Aeußerungen der sittlichen Vernunft. „Das Urtheil über das Erhabene „(Kr. der Urtheilskraft S. 110.) hat seine Grund„lage in der menschlichen Natur, und zwar dem„jenigen, was man mit dem gesunden Menschen„verstande (so wie die Aeußerungen der theoreti„schen Vernunft) zugleich jedermann ansinnen „und von ihm fordern kann, nämlich in der Anla„ge zum Gefühl für praktische (nach meiner „Meinung auch theoretische) Ideen d. i. den „moralischen." Die Tugend zeigt sich alsdann vorzüglich als eine als eine alles überwältigende und unendliche Kraft, wenn sie das verbundene und mächtige Heer sinnlicher Lüste und Begierden

überwältigt; wenn Schmerz und Tod selbst die Kraft des Willens nicht beugen können. Hier wird also recht deutlich und gleichsam den Sinnen anschaubar ein Vermögen des Geistes aufgedeckt, das eine göttliche Kraft in irdischer Hülle genannt zu werden verdient. Daher spielt sie mit Recht fast in allen Trauerspielen durch die in Glück sich auflösenden Leiden des Tugendhaften und die in Elend sich endigenden Freuden des Bösewichts. Wenn auch der Vorhang fällt, ohne daß beydes erfolgt ist, so strebt unsere Urtheilskraft eigenmächtig das Ende in dunkeln Ahnungen von einer Vergeltung des Guten und Bösen herbey zu führen. Schiller, in seinem trefflichen Aufsatze über das Vermögen an tragischen Gegenständen, sagt (N. Thalia 1. Th. S. 106):

„Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nah an, „als die moralische, und nichts geht über die Lust, „die wir über diese moralische Zweckmäßigkeit em„pfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch „immer problematisch seyn, die moralische ist uns „erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsre „vernünftige Natur und auf innere Nothwendig„keit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, „und zugleich die erkennbarste, weil sie durch „nichts von außen, sondern durch ein inneres

„Prinzip unsrer autonomischen Vernunft be„stimmt wird. Sie ist das Palladium unsrer „Freyheit.

„Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am „lebendigsten erkannt, wenn sie in Widerspruch „mit andern die Oberhand behält; nur dann er„weist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, „wenn es mit allen übrigen Naturkräften im „Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre „Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. „Unter diesen Naturkräften ist alles begriffen, „was nicht moralisch ist, alles, was nicht unter „der höchsten Gesetzgebung der Vernunft stehet; „also Empfindungen, Triebe, Affekten, Leiden„schaften so gut, als die physische Nothwendigkeit „und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner „desto glorreicher der Sieg; der Widerstand al„lein kann die Kraft sichtbar machen. Aus die„sem folgt, daß das höchste Bewußtseyn unsrer „moralischen Natur nur in einem gewaltsamen „Zustand, im Kampfe, erhalten werden kann, „und daß das höchste moralische Vergnügen je„derzeit wird begleitet seyn." — — „Wie „sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßig„keit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüth „vorgezogen werde, ist aus dem angeführten „Beyspiele von Hüon und Amanda zu ersehen."

Das Erhabene erfüllt mit Ehrfurcht und Achtung, wenn es sich in sittlicher Hinsicht zeigt, mit Furcht und Grausen, wenn es nur als große Macht einer sehr starken Kraft erscheint. Rührend wird es, wenn die erhabenen Intelligenzen wegen der sie umgebenden Sinnlichkeit, Schmerz und Leiden erdulden müssen.

III. Das Gefühl des Schönen beziehet sich auf die formale Zweckmäßigkeit in Kunst und Natur.

So wie die Idee der Vernunft das Erhabene; der Metaphysik die Religion entgegen steht; so steht dem Begriff des Verstandes der Geschmacksbegriff der Schönheit als ein leicht zu fassendes Ganzes der Phantasiengebilde entgegen. Jene hat das Grenzenlose der Form, diese das Begrenzte, Sinnlichfaßbare und Anschaubare zum Gegenstand. Kant (Kritik der Urtheilskraft S. 190) sagt:

„Unter einer ästhetischen Idee aber verstehe „ich diejenigen Vorstellungen der Einbildungs„kraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß „ihr doch irgend ein bestimmter Gedanke d. i. „Begriff adäquat seyn kann, den folglich keine „Sprache völlig erreicht und verständlich machen „kann. — Man sieht leicht, daß sie das Gegen-

„stück (Pendant) von einer Vernunftidee „sey, welche umgekehrt ein Begriff ist, dem „keine Anschauung (Vorstellung der Einbildungs„kraft adäquat seyn kann.“ — — und S. 195. „Mit einem Worte, die ästhetische Idee ist eine „einem gegebenen Begriffe beygesellte Vorstel„lung der Einbildungskraft, welche „mit einer solchen Mannigfaltigkeit der Theil„vorstellungen in dem freyen Gebrauche dersel„ben verbunden ist, daß für sie kein Ausdruck, „der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefun„den werden kann, der also viel Unnennbares zu „einem Begriffe hinzu denken läßt, davon das „Gefühl die Erkenntnißvermögen belebt, und mit „der Sprache, als bloßen Buchstaben, Geist ver„bindet.“

Jenes erregt Ehrfurcht und Achtung, indem es eine unbegränzte Macht zeigt, diese ruft Liebe und Zutrauen hervor in den leisen Ahnungen der Weisheit und Güte. Die Parallele zwischen einem logischen und ästhetischen Begriff wird dies deutlicher machen. Ein logischer Begriff besteht aus einem bestimmten Mannichfaltigen zur Einheit. Sie ist der Grund, das Wesen, die Substanz, das Mannichfaltige, die Accidenzien. Z. B. in einer Uhr ist der Begriff, der gedacht, und als gedacht realisirt ist, der

Zweck des Verstandes; hier das Zeitmessen, ist der Grund der Uhr, ist ihr Zweck; ihre Einheit bestimmt das Mannichfaltige, der Zweck, die Mittel. Wer den Zweck nicht kennt, kennt das Wesen der Uhr nicht. Da leblose Dinge nur vom Menschen gedacht und nachgeahmt werden können, so hat er nur von diesen eine vollkommne Kenntniß. Das Leben, auf seiner niedrigsten Stuffe in der Pflanzenwelt, bleibt ihm unnachmachbar, also unerklärlich und also ein Geheimniß. Ein Verstandesbegriff denkt die Einheit und ordnet nach Verstandesgesetzen der Identität und des Widerspruchs das Mannichfaltige, auf eine unsichtbare, dem Sinn nicht anschaubare Weise. Er ist vollkommen, wenn alles Mannichfaltige, was zur Einheit gehöret, auch wirklich vorhanden ist. So auch die Composition der Schönheit nach Regeln der Phantasie. Dieselbe ist gleichsam ein sichtbarer leicht zu fassender Begriff. Die Einheit, das Wesen der Schönheit, ist unsichtbar, und nur in unserm Verstande und in dessen Vorstellung des zum Grunde liegenden Zweckes gegründet; aber die Theile desselben (das Mannichfaltige) sind sichtbar. Das Logischmannichfaltige ist objektiv d. h. in der Natur der Dinge gegründet, das Aesthetischmannichfaltige ist nur subjektiv d. h. nicht in der Natur der Dinge nach einem Nexus des Verstandes, son-

dern nach einer Composition der Phantasienregel geordnet. So wie der Zweck als Grund, als Substanz (in menschlichen Werken wenigstens) das Mannichfaltige, der Sinn die Worte, die ihn ausdrücken, bestimmt, so bestimmt der Zweck der Kunstdarstellung alle die Theile des Mannichfaltigen, die das Schöne sinnlich darstellen können. Die Charaktere werden durch den vorschwebenden Geschmacksbegriff vollkommen bestimmt. Der Verstandesbegriff kann nur gedacht, der Geschmacksbegriff hingegen ein Gegenstand der edlern Sinne, des Gesichts, des Gehörs, und deren Impressionen in der Einbildungskraft werden. Jedes Kunstwerk stellt einen Geschmacksbegriff auf, der seine Einheit und sein Mannichfaltiges hat; die Einheit als Zweck bestimmt die Charaktere des Schönen; das Aesthetischmannichfaltige. Die Theile, die das Schöne constituiren sollen, sind entweder aus der Natur genommen. Dann muß die Composition derselben sich auf die Nachahmung derselben einschränken. Ein schöner Mann der Kunst ist aus den Charakteren der Natur zusammengesetzt, und muß ebenfalls deshalb auf die Bedingungen derselben sich einschränken. Oder man kann durch die Analogien der Phantasie Attribute einem Kunstwerke geben, die nur in die Compositionen der Einbildungskraft liegen, z. B. Sanftmuth

durch Tauben. Hieraus entspringt die Allegorie in den Kunstwerken. Wir wollen aus den Künsten und, zwar den bildenden und zeichnenden, die Beyspiele entlehnen. Die Götterstatuen sind Ideale des Göttlichen am Menschen, oder das Reinmenschliche, übergetragen auf göttliche Naturen *). Jedes Ideal hat nach dem zum Grunde liegenden Begriff seine bestimmten Charaktere. Die männlichen Formen überhaupt, das Starke, Eckige, Muskulöse, Große und Riesenhafte, u. s. w. Aber die Verschiedenheit der Begriffe modificirt, verändert und componirt diese männlichen Charaktere auf eine unendlich verschiedene Weise. Vom Jupiter an bis auf den Merkur sind männliche Formen. Aber Jupiter, Apoll, Merkur, kurz jeder hat seine be-

---

*) Ich nenne hier diese erhabenen Gebilde der Kunst, weil sie in einem beschränkten Gegenstande zum ästhetischen Genuß da liegen, himmlische Schönheiten. Die Idee des Göttlichen am Menschen, worauf sie sich beziehen, ist erhaben, aber die in allen Theilen bestimmte und wie ein Begriff leicht zu fassende Darstellung eben deshalb schön. Das Erhabene ist in dem Zweck, worauf sie sich beziehen, verschieden vom Schönen. Beyde aber sind als Darstellung der Kunst einerley Gesetzen unterworfen. Hier schmelzen beyde Gattungen der Aesthetik zusammen.

stimmten Charaktere, nach dem obwaltenden Begriff, der in jedem Gott herrschenden Haupteigenschaft; von Macht, Weisheit, Kunst und Klugheit. Eben so sind die weiblichen Formen insgesammt weicher, runder, sanfter, in einander laufender. Aber wie mannichfaltig sind die daraus entlehnten Charaktere der weiblichen Ideale, die Erhabenheit einer Juno, die ernste Weisheit und der hohe Muth einer Minerva, der himmlische Liebreiz einer Venus. So sind die Charaktere des Schönen bey den verschiedenen Zeiten, der Jugend, der Männlichkeit, des Greisesalters, in beyden Geschlechtern, an Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen, Männern und Weibern und ehrwürdigen Greisen genau bestimmt. Eben so auf diese Weise entstehen die Bildnisse aller unbekannten Helden und Gesetzgeber und Dichter, eines Achilles, eines Mosis, eines Ossians, aus dem ästhetischen Begriff, den der Geist ihrer Werke hervor gerufen hat. Eben dies setzt die Attribute der Allegorien fest. Die Furien bekommen Schlangen zwischen den Haaren; der Pegasus bekommt Flügel; nach den Aehnlichkeiten, welche die Phantasie hervor ruft.

Wer sich der Idee eines Kunstwerks bemächtigt hat, der kann auch urtheilen, ob die Cha-

raktere des Schönen richtig gewählt sind, und ob also ein Gegenstand schön dargestellt ist. Daher sagt der scharfsinnige Bendavid (in den Horen (3. B. 8. St. über griechische und gothische Baukunst) S. 93:

„Auf dieser Einheit des Begriffs beruht auch „die Möglichkeit des Geschmacks a priori beym „Kenner. So sehr nämlich der empirische Ge„schmack in jedem Menschen verschieden seyn „kann, und wirklich verschieden ist; so heißt doch „Geschmack a priori nichts anders, als die Ga„be, die Einheit des Begriffs, die der „Künstler aufgestellt, leicht, wenn auch nicht „deutlich, zu erkennen, und davon gerührt zu „werden. Hat daher der Künstler keine Einheit „des Begriffs zum Inhalte seiner Arbeit gewählt, „wie soll sie der Kenner herausfinden können? „Einzelne Theile wird er bewundern, ohne zu „wissen, was er aus dem Ganzen machen soll.“

Man sieht also, daß selbst in Hinsicht des Kunstgeschmacks das Denken und Erkennen dem Schaffen und Darstellen vorhergehen muß. Ein Kunstwerk ist vollkommen, wenn die zum Grunde liegende Einheit (Idee) das dazu unumgänglich erforderliche Mannichfaltige, die nothwendigen Charaktere gebraucht, und weder durch Verzie-

rungen überladen, noch durch mangelnde Theile unvollständig gelassen hat. Das dicentia debent dici des Horaz paßt nicht nur auf alle redende, sondern auch alle bildende Künste. Der Organismus der Vernunft bestimmt die künstlerische Mechanik. Die Darstellung der schönen Kunstwerke erfordert neben der Kenntniß des Schönen, auch Uebung in der Technik ihrer Charaktere. Letztere bildet den würklichen Künstler und Kenner. So wie die Einheit das Mannichfaltige bestimmt, so erlaubt dieses letztere, die erstere in den Charakteren des Schönen sichtbar anzuschauen. Ein Geschmacksurtheil ist richtig, wenn es aus den Formen des schönen Kunstwerks die zum Grunde gelegte Idee faßt. Oder wenn es sich dieser bemächtigt hat, genau die Charaktere des Schönen angiebt, und das zu viel und zu wenig entdeckt. So wie aber das Reingöttliche am Menschen in Bild, Gestalt und Rede, Statue, Gemälde und Epopee dargestellt werden kann, und wegen der begränzten Gestalt, den Beynamen schön, wegen der erregten Ehrfurcht und Achtung aber erhaben heißen, so können nun auch ebenfalls die Begriffe der Menschen als sinnlich-vernünftiger Wesen, uns in Kunstgebilden dargestellt werden, und indem sie uns näher mit den Schwächen verwandt sind, mehr Zuneigung und durch die beygesellte und

durch die Vernunft modificirte Sinnlichkeit mehr Liebe erwecken. In den bildenden Künsten haben die Griechen durch ein klassisches Schönheitsgefühl richtig den Weg getroffen, indem sie die durch Vernunft veredelte Sinnlichkeit, selbst in ihrer thierischen Bedeutung, charakteristisch darstellten. Man lese hierüber die treffenden Bemerkungen eines eben so scharf denkenden als fein fühlenden Mannes, eines Herders, in den Briefen zur Beförderung der Humanität (6te Sammlung S. 63). Er sagt:

„Die Satyren der Griechen sind eben so„wohl Denkmale ihrer humanen Weisheit, als „die erhabensten Götterbilder. Nicht alles läßt „sich in der Menschheit zum Helden und Gott „idealisiren; deshalb aber ist dieser Theil unsers „Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. „Es giebt eine geringere, eine Faunen- und Sa„tyrennatur in der menschlichen Bildung, die wir „nicht verläugnen können; sie ist behend, aufge„weckt, lustig, munter in Einfällen, in ländli„chen Scherzen und Spielen; dabey lüstern, üp„pig; übrigens einem Theil nach, (denn es giebt „auch grobe böse Faunen) gutartig, dienstfertig, „wohlgefällig, freundlich.“

In den redenden Künsten, welche die einzelnen Begriffe der bildenden Künste in ein fort-

schreitendes Ganzes, die einzelnen Momente in eine Einheit verbinden, haben die Alten und Neuern, in der Darstellung bürgerlicher Scenen, etwas ähnliches versucht, in den Lustspielen, Familienstücken, komischen Operetten, in den Romanen, in den Volksmährchen und Volksgedichten, wo alle menschliche Gebrechen, die der Sinnlichkeit ankleben, dargestellt, alle Schwachheiten Bedauern, und die Züchtigung der Thorheiten Lachen erregen; wo die kleinlichen Vergehungen der Alltagsmenschen, Eigennutz, grobe Sinnlichkeit, Neid und Schleicherey bestraft werden, und die Aeußerung der Liebe und Freundschaft und alle sanftern weichern Bürgertugenden, Wohlwollen, Dienstfertigkeit, Duldung und Häuslichkeit uns mit Zuneigung und Liebe erfüllen. Bey den Alten waren die Gattungen strenger getrennt. Bey den Neuen trifft man das Tragischerhabene mit dem Niedrigkomischen gemischt an. Wenn uns wehmüthige Gefühle (wie fast in allen Stücken des Kozebue der Fall ist) Thränen ausgepreßt haben, so kommt ein feiner Kasperle, und schwingt sie durch seinen Lachen erregenden Spaß und Schwänke wieder weg. Er erspart in unserm ökonomischen Zeitalter wenigstens das Schnupftuch, und scheint deshalb auf der Bühne und in vorhin benannten Stücken unentbehrlich zu seyn. —

2) In der Natur nennen wir das schön, was die Form der Zweckmäßigkeit an sich trägt, wir finden solche Kompositionen der Formen fast in allen Reichen der Natur. Man hat schöne Mineralien, schöne Pflanzen, schöne Thiere; der schönste Gegenstand aber ist der Mensch. In ihm vereinigt sich als einer Intelligenz, Schönheit und Erhabenheit. Zwar hat jeder Mensch Verstand und Sittlichkeit, aber nicht drückt die Physiognomie eines jeden beydes aus. Das Schöne bringt unmittelbar auf das menschliche Antlitz das Unsichtbare der Sittlichkeit und Weisheit den Sinnen entgegen. Daher veranlaßt eine schöne Gesichtsbildung gleich bey dem ersten Anblick ein so günstiges Vorurtheil, das sogar selbst dann nicht schwindet, wenn uns die Erfahrung vom Gegentheil überzeugt hat. Man möchte sich mit Sokrates so gern überreden, das in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, oder nach dem Ausdruck der Schule, die formale Zweckmäßigkeit auch material zweckmäßig seyn müsse.

Der Grund des Wohlgefallens am Schönen ist daher folgender: So wie der Philosoph in der Natur objectiv Zwecke entdeckt, die ihm zu einem höchsten und vernünftigen Wesen führen, so widerfährt im Gefühl der formalen

Zweckmäßigkeit dem Liebhaber der Naturschönheit ein Gleiches. Kant sagt in der Kritik der Urtheilskraft S. 165: „daß die Natur „(Gott) jene Schönheit hervorgebracht hat: „dieser Gedanke muß die Anspannnng und Reflexion begleiten und auf diesem gründet sich „allein das unmittelbare Interesse, was man „daran nimmt, sonst bleibt ein bloßes Geschmacksurtheil, ohne alles Interesse.“ Das Schöne erregt mehr Liebe als Achtung, mehr Zuneigung als Furcht, mehr Freude als Wehmuth, weil die dunkle Ahnung einer unsichtbaren Weisheit, Liebe und Güte sich der Seele in seinem Anschauen von selbst aufdringen.

Nach diesen Erörterungen über den Ursprung des Erhabenen und über die Quellen des Schönen, über ihre Bedeutung und ihren Werth, werden nun die vier Momente des Schönen und auch des Erhabenen, die in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft zwar, wie mit einem zauberischen Machtspruch exponirt, aber nicht bewiesen sind, sich hier in größerer Deutlichkeit zeigen lassen.

1) Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist ohne Interesse, heißt; kein Nutzen wird erzielt, kein Eigennutz befriedigt; aber die Vernunft hat ein reines

Interesse an allem Wahren, Guten und Zweckmäßigen, welches in den Symbolen des Erhabenen und den Charakteren des Schönen ihr in anschaubaren Gegenständen vorgeführt wird. Das Wohlgefallen ist erhaben über jedes irdische Interesse, das ästhetische Object gefällt nicht um seiner selbst willen, sondern nur als ein taugliches Mittel, als ein Uebergang, (ob dieser oder ein anderer Gegenstand es thut, ist gleich viel), um das darin angedeutete höchste Gut der Menschheit zu ahnen und sich zuzueignen.

2) Das Schöne ist, was ohne Begriff als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird. Die sinnlichen Gegenstände wecken nach den mechanischen Gesetzen der Phantasie gleichsam von selbst ästhetische Gefühle. Ein Object wird schön durch die Beziehung, welche die Einbildungskraft subjectiv hineingelegt; ohne daß durch die ästhetische Beschauung die Kenntniß des Gegenstandes wächst.

3) Es wird in dem Urtheil, welches die Schönheit beurtheilet, eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck beurtheilt. Der Zweck ist hier nur in der Form nach den Regeln der Einbildungskraft, aber nicht in dem gedachten Zweck, wie ihn der Verstand aus der Natur des Gegenstandes abstrahirt und gedacht hat.

4) Das Schönheitsurtheil hat Ansprüche auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit weil jede Menschenvernunft Ideen und Begriffe hat, die nach ihren Gesetzen verbunden werden können und Einbildungskraft, welche nach ihren Regeln die Gestalten der Dinge kombinirt. Daher das Gefühl des Erhabenen, des Schönen (und Häßlichen) unter allen Menschen auf der ganzen Welt, dem Rohen wie dem Gebildeten. Aber die Bestandtheile des Erhabenen und Schönen werden nicht überall dieselben seyn, sondern sich nach Zeit, Ort und Umstände modificiren. — Wenn man nun nach dem Wesen, dem Zweck und der Eintheilung der ästhetischen Künste fragt, so geht aus der obigen Erörterung folgendes Resultat hervor:

1) Die ästhetisch subjective Erkenntnißweise ist nur ein Eigenthum der sinnlich vernünftigen Wesen, welche die Menschheit in sich befaßt, deshalb haben höhere Intelligenzen weder Gefühle des Erhabenen noch des Schönen.

Der Zweck der ästhetischen Künste ist, sinnliche Darstellung des Wahren, des Zweckmäßigen, des Guten, durch die Symbole des Erhabenen und die Charaktere des Schönen. Sie unterscheiden sich dadurch von den losen Künsten der Possenspieler und Gaukler, die blos die

Belustigung der Sinne beabzwecken, und den mechanischen Künsten, welche den Zweck haben, gewissen Bedürfnissen der Menschen abzuhelfen, d. h. das Nützliche zu befördern. Dieses kann aber, wie z. B. bey einer Uhr, in schönen Formen gearbeitet werden. Eben dies ist der Fall mit allen Produkten der Handwerker; sie sind blos auf die Befriedigung der künstlichen und natürlichen Bedürfnisse beschränkt. Auch sie können, wie z. B. Hausgeräthe, Mobilien, Zeuge, ästhetisch bearbeitet werden, so wie ästhetische Darstellungen handwerksmäßig producirt werden können. Indeß wird deshalb eine Handwerksarbeit kein ästhetisches Kunstwerk und schöne Kunst kein Handwerk. Zweck der Kochkunst hat sehr ästhetische Formen in den prachtvollen Aufsätzen bey großen Gastmälern angenommen, wer wollte aber deshalb diese Dienerin der Sinnlichkeit, des Geschmacks in der ersten Bedeutung des Worts eine ästhetische Künstlerin nennen.

3) Hiernach werden aber auch die ästhetischen Künste einen gehörigen Platz erhalten. Dieselben sind schon von Sulzern und mehrern Aesthetikern wegen ihrer Geistes- und Herzensbildung sehr gerühmt und eine Eintheilung in dieser Hinsicht versucht worden. Eine Kunst vermag ohne Zweifel mehr auf jene edle Zwecke

hinzuwürken, als eine andere; insgesammt thun sie es aber durch die Komposition der Gebilde der Phantasie. Die Mahlerkunst, die Gartenkunst, die Plastik, die Bidhauerkunst, die schöne Baukunst und Tonkunst thun es unmittelbar, indem sie sich der Theile der Natur selbst bedienen. Die redenden Künste, Poesie und Beredsamkeit rufen durch die in den Worten enthaltenen Bildern, zwar nur mittelbar und daher schwächer als jene bildenden Künste, die unmittelbar und daher stärker würken, ästhetische Ideen hervor. Aber diese letztern können nur ein einzeln Zeitmoment und einzelne Gruppen herstellen, wie es bey Laocoon und der Niobe der Fall ist, wo im Marmor gleichsam eine Trauerspielscene mit aller möglichen Klarheit vorgestellt ist. Erstere hingegen können ganze Reihen ästhetische Scenen zu einem Ganzen verbinden, ihre schwächern Bilder können durch das Feuer und die Stärke, die sich die Theile wechselweise mittheilen, eben so, wie tausend Sonnenstrahlen in einem Punkt vereinigt, stärker und eindringender würken. Eben deshalb gebührt den redenden Künsten vor den bildenden der Vorzug. Es erhellet hieraus, daß, wenn die Darstellung der redenden Künste die klare Anschaulichkeit in den einzelnen Sinnen ein fortschreitendes Ganze vereinigen kann sie die größte

möglichste Vollkommenheit erreicht haben, und der höchsten Wirkung fähig werden (cf. Lettres De Dupatu Tom. II.). Beyde lernen von einander. Der Bildhauer und Mahler von dem Schauspieler schöne Stellungen, und dieser von jenem eine edle Mimik.

Die erhabenen Künste haben ohne Zweifel den Rang vor dem Schönen. Sie zwecken ganz dahin ab, durch theoretische Ideen den Geist und durch sittliche Begriffe das Herz, vermittelst ästhetischer Darstellungen zu beleben und zu bilden. So wie das Göttlicherhabene dem Menschlicherhabenen vorangeht, so hat die heilige Poesie, die Epopee, die heiligen Reden, den Vorzug vor der profanen Dicht- und Redekunst vor dem Trauerspiel. Dieses ist aber, weil es die theoretische Macht und sittliche Allgewalt der Vernunft darstellt, die vorzüglichste der Künste. Nebst ihr die Gemälde und Statuen und Gruppen, welche Göttergestalten, Ideale der Menschheit, tragische Gruppen, wie z. B. Laocoon zum Gegenstande haben. Hierher würde ich auch die Tonkunst und Gartenkunst, in sofern sie durch Darstellungen die eine in der Zeit, die andere im Raum das Gefühl des Erhabenen vorrufen, und Ehrfurcht und Achtung und Schrecken im Gefolge haben, rechnen.

Die Kunst des Schönen will Liebe und Zuneigung erwecken. Sie stellt also liebliche Naturscenen dar; mahlt, zeichnet, meißelt fröhliche und lachende Gegenden, Jahreszeiten, Menschenalter und die sinnlich vernünftige Menschennatur. Das Lustspiel, die komische Operette, die Idylle, der pantomimische Tanz, der Roman, der nicht, wie die Epopee Heldenscenen, sondern das gewöhnliche Menschenleben ästhetisch darstellt, sind schöne Kunstwerke. Die Musik schließt sich an Poesie und Pantomime an. Sie ward ehedem nicht, wie jetzt für sich allein, getrennt von andern Künsten, angetroffen; sondern immer in Begleitung des Gesanges, des Tanzes, der Theater- und Religionsvorstellungen. Daher nimmt sie bald den Charakter des Erhabenen und Schönen von den ästhetischen Künsten an, in deren Gesellschaft sie sich befindet. Denn allein für sich kann sie nur Freude und Traurigkeit ausdrücken. Da an religiösen Festen und bey theatralischen Vorstellungen fast alle ästhetischen Künste mit vereinten Kräften würken, und so können sie daher auch die größtmöglichsten Wirkungen hier hervor bringen.

Wenn man auf dem von mir angegebenen Standpunkt die Parallele zwischen der subjectiv ästhetischen und der objectiv

philosophischen weiter fortsetzte, so würde manche Dunkelheit in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft wegfallen. Doch ich schließe diesen Abschnitt, weil ich glaube, die hierhergehörenden Erläuterungen gegeben, und mich hinlänglich gerechtfertigt zu haben; wenn ich zum Anfange dieses Abschnitts behauptete:

1) Daß der Fingerzeig, den Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft, durch die Eintheilung derselben in die subjectiv ästhetische und objectiv teleologische gab, zur klärern Einsicht ästhetischer Wahrheiten führe, wenn man die in jener Schrift angeregten Ideen festhält und verfolget.

2) Daß der Kriticismus durch seine Methode zu philosophiren oft Dunkelheiten herbeyzieht die sich durch die Meinige aufhellen.

Zweiter Theil.

In wiefern erleichtert und begünstigt der jetzige Zustand der Gesetzgebung das Streben unsrer Zeitgenossen, vorzüglich der minder gebildeten Stände Deutschlands, zu einer höhern sittlichen und ästhetischen Kultur?

Erster Abschnitt.

In wiefern erleichtert und begünstigt der jetzige Zustand der Gesetzgebung das Streben der Zeitgenossen, vorzüglich der Mindergebildeten, nach Sittlichkeit?

Es ist eine, nach der Geschichte unbezweifelte, Thatsache, daß die bürgerliche Gesetzgebung einen sehr großen Einfluß, nicht nur auf die äußerliche Wohlfahrt, sondern selbst auf die Sittlichkeit der Völker habe. Der Israelitische Gesetzgeber hat seiner Nation durch Gesetze eine so eigenthümliche Geistesphysionomie eingeprägt, daß sie jetzt nach 3000 Jahren unter jedem

Volke in allen Welttheilen kennbar ist. Der Geist, der in einer Gesetzgebung herrscht, bestimmt den Kulturcharakter, den Nationen bekommen sollen. Solon leitete durch seine milden, die Künste und Wissenschaften begünstigenden Gesetze, die Athenienser zu der ästhetisch-wissenschaftlichen Bildung hin, die sie unter den Griechen so besonders auszeichnet; Likurgus hingegen erzeugte durch die in Gesetze bestimmte Armuth und öffentliche Erziehung, deren Hauptwerk militairische Uebungen und bürgerliche Tugend waren, zu einem rohen, aber kräftigen Bürgersinn, der mit den Waffen sich seinen Nachbarn kundbar machte. So vortheilhaft ihr Einfluß ist, eben so schädlich kann derselbe dem Volke werden. Die barbarische Gesetzgebung der Osmannen hat den ursprünglichen Charakter der Athener und Spartaner nicht nur verwischt, sondern einen entgegengesetzten gegeben; so daß sie mit den ehemaligen Hellenen nur das Klima und ihre schöne Körperform gemeinschaftlich zu haben scheinen. Hingegen ist Brandenburg ein wenig von der Natur gesegnetes Land, unter den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern ein sehr lichter Kulturfleck im nördlichen Deutschland, durch Solons Maximen ein Athen, durch Likurgus Grundsätze ein Sparta geworden. Die Gesetzgebung hat also laut der Kunde der Ge-

schichte, den größten Einfluß geäußert. Ich will nun noch, ehe ich den jetzigen Zustand der Gesetze in Erwägung ziehe, noch sehen, wie derselbe sich auch aus Vernunftgründen deduciren läßt.

Der Mensch ist als ein freyes vernünftiges Wesen Gesetzen unterworfen, die seine innern Gesinnungen bestimmen und seine äußern Handlungen gehörig leiten und modificiren sollen. Es geht daraus eine doppelte Gesetzgebung, die ethische für die inneren, die bürgerliche für die äußeren Handlungen hervor. Die ethische Gesetzgebung kennt keinen andern Zwang, als den, welcher aus der Ueberzeugung der Vernunftwesen quillt. Man soll und darf, und man kann auch wohl nicht füglich auf die Befolgung der Moralgesetze anders würken, als indem man entweder durch die täuschende Kunst der Ueberredung, durch Irrthümer, welche die Miene der Wahrheit tragen, oder durch das Gewicht der Wahrheit den Geist zur Ausübung der Tugendpflichten hinleitet. Wir haben im vorigen Abschnitt gesehn, daß die religiösen Wahrheiten in allen Formen, wenn sie nur der Kultur und Fassungskraft der Völker angemessen sind, den kräftigsten Hebel abgeben; daß Gewöhnung, Erziehung, geheime Gesellschaft nur durch ihre

Hülfe mächtig würksam seyn können. Die Meinung also, daß ein ethischer Staat hier in diesem Leben entstehen könne, hebt sich jetzt von selbst auf; denn Moralität muß der Mensch nur durch sich selbst allein erzielen. Der Staat kann weiter nichts, als daß er durch seine Einrichtungen diejenigen Dinge, welche ihn daran hinderlich sind, entfernt. Man hat in neuern Zeiten einen rechtlichen Zustand der Dinge mit einem ethischen verwechselt. Indem man die Rechte außer Augen ließ, so wollte man eine ethische Ordnung einführen, wo sittliche Würdigkeit gelten und Wohl und Weh bestimmen sollte. Diese in ihrer Art einzige und gewissermaßen edle Art zu irren, hat viele Millionen in Frankreich unglücklich gemacht. Hier kann nie (was schon oben beyläufig erörtert wurde) eine moralische Ordnung, sondern nur eine rechtliche existiren. Wer sich mit der Idee der erstern vertraut gemacht, und die letztere näher untersucht hat, wird sich sehr bald davon überzeugen.

Das Wohl und Weh der Menschen wird immer der blinden Naturnothwendigkeit unterworfen bleiben, weil sie mit einer sinnlichen Natur bekleidet sind, deren Gesetzen ihre Herrschaft unterworfen ist. Das Sittengesetz, wel-

ches die Idee einer moralischen Ordnung fortgesetzt weckt, wird zwar laut seine Stimme erheben und rufen: so soll es nicht seyn, Verdienst und Schuld, Wohl und Weh, soll nur nach Würdigkeit und Unwürdigkeit erkannt und vertheilt werden. Allein die Natur und der in ihr gegründete Zufall, d. h. eine Gesetzmäßigkeit, die sich an moralische Würdigkeit nicht bindet, wird sich, so lange die Menschengattung mit einer sinnlichen Natur angethan ist, an jene Stimme nicht kehren, und ewig nach nothwendigen Gesetz das Wohl und Weh der Menschen bestimmen. Gesetzt, daß es durch Vernunft möglich wäre, das Werk des Zufalls zu vernichten, so könnte deshalb doch keine moralische Ordnung der Dinge hier eintreten; denn die Vertheilung der Glückseligkeit nach moralischer Würdigkeit setzt eine untrügliche Kenntniß der innern Handlungen und Gesinnungen, und der Triebfedern voraus, nach denen sie erfolgten. Es läßt sich aber gar nicht denken, daß die unsichere und oft trügliche Vernunft ihre Kurzsichtigkeit und darin gegründeten Irrthümer ablegen, und die Allwissenheit eines Herzenskündigers, die zur richtigen Schätzung der Moralität erfordert wird, erhalten sollte. Ferner wird es, wenn auch bisweilen, doch nicht überall, menschlichen Kräften möglich seyn, die erkannte mora-

lische Würdigkeit zu lohnen, und mit der unmoralischen Unwürdigkeit die damit zusammenhängenden übeln Folgen zu verknüpfen. Alle Arbeitsamen z. B. werden nicht in den verdienten Wohlstand gelangen, und die Müßiggänger in die verschuldete Noth gerathen. So würden sich unzählige Fälle auffinden lassen. Man hat bis jetzt zwar öfters fromme Wünsche gehört, daß menschliche Schicksale nach moralischen Gesetze erfolgen möchten; aber nie hat man, einige Versuche von Privatleuten und Staaten, einzelne tugendhafte Handlungen, (die man dafür hielt) zu belohnen, abgerechnet, eine allgemeine Ordnung der Dinge zu begründen gesucht, wo moralische Würdigkeit und Unwürdigkeit der Maasstab der Gesetzgebung geworden wäre. Aus dem vorhin Gesagten erhellt die Unmöglichkeit.

Aber statt der moralischen Ordnung ist eine rechtliche hier nicht nur möglich, sondern findet auch wirklich statt. Denn die rechtliche Gesetzgebung bezieht sich auf äußere Handlungen, die von jedermann wahrgenommen, und nach den vorhandenen Gesetzen genau beurtheilt werden können. Die Moralität kommt hier nicht in Betracht. Es ist nicht nothwendig, um ein rechtlicher Mensch zu seyn, sich die Rechtsgesetze,

wie es bey moralischen Handlungen seyn soll, zum ersten Grund und letzten Zweck zu machen, sondern nur eine Handlungsweise, die der rechtlichen Ordnung, in der man lebt, gemäß ist, zu beobachten. In derselben finden daher wohl Strafen, aber keine Belohnungen statt. Denn der Staatsbürger, der den Gesetzen seines Landes gemäß lebt, hat nichts mehr und nichts weniger als seine Schuldigkeit gethan; daher hat er kein Verdienst — und keinen Lohn zu erwarten. Wer aber die Gesetze übertritt, ist ein Verbrecher, und als solcher straffällig; denn er störet die rechtliche Ordnung, ohne deren Aufrechthaltung die Menschen, welche in Gemeinschaft mit einander leben, und darin ihrer Bestimmung als sittliche Wesen entgegen gehen sollen, nicht neben einander existiren können. Nur in dieser Hinsicht, und nicht nach moralischer Schätzung, dürfen Strafen festgesetzt, geschärft und gemildert werden, wenn nicht die Begriffe (wie es von Criminalisten oft geschieht) einer rechtlichen und sittlichen Ordnung in einander gemischt, und gänzlich verwirrt werden sollen.

Das was die durch die Bemühungen der größten Weltweisen erleuchtete Vernunft jetzt aus klaren Gründen einsieht, ahneten von jeher

die Menschen in dunkeln Gefühlen. Alle Menschengeschlechter bestrebten sich, so weit wie die Nachrichten der Geschichte reichen, eine rechtliche Ordnung der Dinge herbey zu führen, in welcher sie zum Behuf der Sittlichkeit ihre Kräfte ungestört üben und bilden könnten.

Die Lage des isolirten Wilden in einem gesetzlosen (sehr mit Unrecht natürlich genannten) Zustande, ist wegen seiner Existenz immer voller Sorgen, und stets mit Unruhe erfüllt. Er lebt in immerwährendem Kriege; denn jeder Nachbar ist sein Feind, der seiner Nahrung, seiner Hütte, seinem Leben mit Gefahren droht. Um diesem elenden Zustande zu entgehen, verbindet er sich mit seines Gleichen sehr zeitig, errichtet Familienbündnisse, und tritt endlich in rechtliche Staatsverhältnisse, wo er, weil sein Leben und Eigenthum gesichert sind, sorgenfreyer und ruhiger leben, und deshalb mehr auf seine Bildung denken kann. Aber bald mißbrauchen diejenigen, welche seine Vorsteher seyn sollten, die ihnen anvertraute Macht. Sie machen ihn zum Sklaven, gebrauchen willkührlich sein Eigenthum, opfern dem Durst nach Ehre, dem Hange nach Eroberungen, das Leben derer auf, die sie schützen und erhalten sollen. Aber die Uebel des geselligen Lebens, die Mängel der Ge-

setzgebung zwingen die Menschen zum Nachdenken, und ihre Kräfte mehr zu üben. Staat und Gesetze werden allmälig reformirt, und die gesellschaftlichen Einrichtungen immer taugbarer gemacht. Dadurch gelingt es dem Menschen, immer besser seine Freiheit zu gebrauchen, und sittlich vollkommner zu werden, so sehr auch die Kulturanstalten mit unzähligen Uebeln begleitet seyn mögen. Die meisten gesitteten Völker leben unter dem Schutz der Gesetze im Staatenverein. Die willkührlichen Satzungen, womit die rechtlichen Anordnungen verunstaltet sind, verlieren sich immer mehr hin und wieder aus den Gesetzgebungen. Nur ganze Nationen leben noch gegen einander im gesetzlosen Zustande des isolirten Wilden, und im fortgesetzten Kriegszustande. Aber konnten rohe Menschen in rechtlichen Verbindungen sich vereinigen, um durch Hülfe der Gesetze ihre Rechte zu sichern, und gegen unbillige Eingriffe zu schützen; sollte es die menschlichen Kräfte übersteigen, die Völker der Welt, wie die Individuen ganzer Staaten, in rechtliche Verhaltnisse zu setzen, nnd so den (als eine Chimäre verlachten) ewigen Frieden herbey zu führen? Unbegränzt ist das Vermögen der Menschheit, die rechtliche Ordnung in ihrer größten Vollkommenheit darzustellen: die mangelhaften Erfahrungen der Vergangen-

heit dürfen nicht der Maasstab von dem seyn, was der Mensch in Zukunft in praktischer Hinsicht thun kann. — Eine alte, ehrwürdige Sage läßt das Menschengeschlecht aus dem Paradiese der Kindheit kommen. Der rastlose Trieb zur Vervollkommnung durch den Gebrauch der verliehenen Kräfte verbannte es daraus. Nach manchen vergeblichen Versuchen, nach manchen selbsterzeugten und wieder durch sich selbst vertilgten Uebeln, welche die Kultivirung begleiten, gelangt er endlich durch die hier herbey geführte rechtliche Ordnung, durch Kultur der Sittlichkeit, in ein edleres Paradies. Ein Gedanke, der jedem vorschwebt, der die Menschen in bürgerliche Gesellschaften vereinte, und diese durch gesetzliche Anordnungen befestigen half.

Hier schließt sich, wie von selbst, der Satz an; daß eine rechtliche Ordnung die erste und vorzüglichste äußere Bedingung sey, welche das Streben nach sittlicher Vollkommenheit erlaubt. Nur unter dem Schutze der Gesetze gedeihen Ackerbau und Handwerker, Künste und Wissenschaften; und mit ihnen alle Anstalten, welche eine Nation kultiviren und veredeln können.

Unter der Gesetzgebung befasse ich hier alle bürgerlichen Pflichten,

welche die Mitglieder eines Staats beobachten müssen, und alle Rechte, deren sie sich zu erfreuen haben.

1) In Hinsicht der bürgerlichen Pflichten und Rechte trifft die gesetzgebende Macht solche Anstalten, welche die Gelegenheit zu Unterlassung der bürgerlichen Pflichten und Verletzung der bürgerlichen Rechte verhindern können, oder sie macht solche Einrichtungen, welche die Beobachtung der Pflichten erleichtert und den Genuß der Rechte sichert. Dies alles ist der Zweck der Polizei.

2) Oder sie sichert die Rechte der Personen und des Eigenthums durch die Auslegung und Vollziehung der vorhandenen Gesetze. Dieses ist das Ziel der bürgerlichen Rechtspflege.

3) Oder man sucht die Vergehungen gegen die Personen und das Eigenthum zu bestrafen. Dies ist der Gegenstand der Criminaljustiz.

Hier nun fragt es sich: In wiefern erleichtert und begünstigt die Polizei die Rechtspflege und die Criminaljustiz das Streben nach Sitt-

lichkeit überhaupt, und der jetzige Zustand derselben insbesondere?

Die Polizeigesetze können das Streben nach Sittlichkeit erleichtern und begünstigen, entweder (negativ) indem sie die Gelegenheit zu Lastern wegräumen, oder (positiv) indem sie die geistige und physische Wohlfahrt vermehren. Zwar war die Polizei anfänglich nur ein Hülfsmittel der Fürsten, um jede Gelegenheit zu Revolten theils zu verhindern, theils im Ausbruch zu ersticken. Ihre eigentliche Tendenz aber soll, nach der Absicht des menschenfreundlichen Grafen von Rumford, dahin gehen, die Menschen so bürgerlich glücklich zu machen als möglich ist, weil Noth und Elend die Laster herbeylockt, (wie die Liste der Criminalverbrecher bezeugt), und Gelegenheit zur Erwerbung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, öffentliche Ruhe, und das damit verbundene häusliche Leben die Gemüther für die Tugend empfänglicher machen helfen. *) Diese Tendenz aller in neuern Zei-

*) Die herrnhutischen Mißionairs, welche erst die irdische Existenz der Wilden verbessern, und ihre Roheit durch Gewöhnung zu einem ruhigern Leben mildern, finden mehr Eingang, und würken

ten dahin erlassenen Policeyverordnungen, vorzüglich in preußischen Staaten (man sehe den Mylius), ist gar nicht zu verkennen. Im Alterthum und auch in den mittlern Zeiten der Neu-Europäer ist in dieser Hinsicht sehr wenig geschehen.

I. Die jetzigen Polizeyordnungen zielen vorzüglich dahin: die Gelegenheiten zu Vergehungen zu entfernen.

Die Besatzungen in großen und kleinen Städten sind die zahlreichen Wächter über die öffentliche Ruhe. Es darf keiner, auch nicht der Geringste, an seinem Eigenthum, an seiner Gesundheit oder am Leben angetastet werden, ohne daß alle Arten von Nachforschungen angestellt werden, um den Stöhrer der gemeinsamen Wohlfahrt zu entdecken, und für die bürgerliche Gesellschaft unthätig zu machen. Um aber schon die Gelegenheit dazu zu entfernen, so werden die Hülflosen, welche nicht etwas erwerben können, mit dem Nothwendigsten unterstützet, und diejenigen, welche nicht arbeiten wollen, wiewohl sie

kräftiger und dauernder, als die Katholiken, die von einer ewigen Seligkeit sprechen, welche den rohen Natursohn nicht rührt.

recht gut können, zur Arbeit gezwungen. Man sehe hierüber nach: den zweyten Theil ersten Titel des Allgemeinen preußischen Gesetzbuchs §. 1 — 8. Hier heißt es.

§. 1. Dem Staate kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen, und denselben auch von andern Privatpersonen, welche nach besondern Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können.

§. 2. Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden.

§. 3. Diejenigen, die nur aus Trägheit, Liebe zum Müßiggange, oder andern unordentlichen Neigungen, die Mittel, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, nicht anwenden wollen, sollen durch Zwang und Strafen zu nützlichen Arbeiten unter gehöriger Aufsicht angehalten werden.

§. 4. Fremde Bettler sollen in das Land nicht gelassen, oder darin geduldet, und wenn sie sich gleichwohl einschleichen, sofort über die Grenze zurück geschafft werden.

§. 5. Auch einheimischen Armen soll das Betteln nicht gestattet, sondern dieselben an den Ort, wohin sie gehören, und wo für sie nach den

Vorschriften des gegenwärtigen Titels gesorgt werden muß, zurückgeschafft werden.

§. 6. Der Staat ist berechtigt und verpflichtet, Anstalten zu treffen, wodurch der Nahrlosigkeit seiner Bürger vorgebeugt, und der übertriebenen Verschwendung gesteuert werde.

§. 7. Veranlassung, wodurch ein schädlicher Müßiggang, besonders unter den niedern Volksklassen, genährt, und der Trieb zur Arbeitsamkeit geschwächt wird, sollen im Staate nicht geduldet werden.

§. 8. Stiftungen, welche auf die Beförderung und Begünstigung solcher schädlicher Neigungen abzielen, ist der Staat aufzuheben, und die Einkünfte derselben zum Besten der Armen zu verwenden berechtigt.

So wie der Mensch in die Welt tritt und seiner Eltern und mit ihnen seiner Versorger und Erzieher beraubt wird, so erhält er Vormünder, welche dafür sorgen müssen, daß er auf irgend eine Weise, entweder privatim oder öffentlich in den dazu errichteten Waisenhäusern aufgenommen, gespeiset und gekleidet, und gehörig in den nothwendigsten Kenntnissen seines zukünftigen Standes, vorzüglich aber in Moral und Religion, unterrichtet werde. Man ist bemühet, selbst den Aermsten eine Handthierung oder Gewerbe erlernen

zu lassen, wodurch die erwachsene Waise, die kein Vermögen hat, in den Stand gesetzt wird, ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben.

Eben so ist man besorgt, den hülflosen Kranken mit der gehörigen Pflege, den alten abgelebten Greis mit dem nothdürftigen Unterhalt zu unterstützen. Die von Privatpersonen und dem Staat errichteten milden Stiftungen, welcher Vorrechte und wohlthätigen Einrichtungen erfreuen sie sich nicht *)? Alle diese sind der traurigen Nothwendigkeit, betteln gehen zu müssen, überhoben.

Eben deshalb, weil Betteley viele Gelegenheiten zu Unsittlichkeiten und andern Störungen der öffentlichen Ruhe veranlassen, erlaubt man selbst verabschiedeten Soldaten nicht zu betteln. So werden nur diejenigen verabschiedet, die nachweisen, daß sie sich ernähren können und wollen. Bey eintretender Invalidität werden diejenigen, welche weder versorgt werden, noch sich selbst zu unterhalten im Stande sind, unter Invalidenkompagnien versetzt. Eben so zwingt man den, der gesund und stark ist, aber nicht arbeiten will,

---

*) Siehe Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten Theil II. Titel 19. §. 9—42.

in Arbeitshäusern zur Arbeit. Wie viele Veranlassungen zu Unsittlichkeiten werden dadurch entfernt! Diese Einrichtung scheint um so nothwendiger zu seyn, da die Religion ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gemüther des großen Haufens verliert. Welche große Unordnungen müßten nicht entstehen, wenn auf die vorhin beschriebene Weise nicht der Staat die Gelegenheit, Böses zu verrichten, durch seine Veranstaltung entfernte?

II. Weit bedeutender und zahlreicher sind die Veranstaltungen, um die bürgerliche Wohlfahrt und Geisteskultur zu befördern, wodurch der Unterthan Gelegenheit erhält, sich sittlich vollkommner zu machen. Wer kennt nicht die vielen Verordnungen, welche abzwecken, die Gesundheit, die Bequemlichkeit, die Sicherheit, die Gelegenheit zum Erwerb, kurz, die bürgerliche Wohlfahrt zu vermehren. Wir haben ein Collegium Sanitatis und Kreis- und Stadtphysici, Feuersocietäten, Wittwenverpflegungsanstalten, und ein Commerzcollegium, welches Handel, Kunstfleiß und Ackerbau *) befördert. Wahr-

*) In den preußischen Staaten wurde der Landbau so kräftig unterstützt, daß er jetzt ganz vorzüglich in Flor ist. Wenn nicht vorzüglich die kleinen

scheinlich ist die vermehrte Leichtigkeit des Broderwerbs die Ursache, daß nicht nur in den Provinzen, sondern selbst in den volkreichen Hauptstädten die Liste öffentlicher Verbrecher sich verringert; Furcht vor Strafe würde diese Erscheinung nicht allein bewürken. Ich stimme sehr den Behauptungen des Verfassers der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bey (I Band S. 106.), wo es heißt:

„Der größte Theil der Verbrecher sind bey „sorgfältiger Prüfung ihrer Lebensverhältnisse, „Unglückliche, welche durch Hunger und Elend „entweder auf einmal, oder gewöhnlich von Stu„fe zu Stufe zu großen Unthaten verleitet, oder „vielmehr fortgestoßen wurden. Diesen Verir„rungen wird also durch die Leichtigkeit des Le„bensunterhalts vorgebeugt, welche den dringend„sten Bedürfnissen abhilft, und zugleich den ge„fährlich-freyen Thätigkeitstrieb des Menschen „durch regelmäßigen Fleiß heftet; durch regel-

---

Fabrik-Städte in den Provinzen, wegen der immer mehr zunehmenden Disproportion zwischen den nothwendigsten Lebensbedürfnissen und dem Arbeitslohn der sehr vertheuerten Arbeitsmaterialien, immer mehr verarmen sollen; so wird zu Gunsten derselben bald das geschehen müssen, was sonst für das platte Land geschah.

„mäßigen Fleiß, welcher immer der wohlthätigste „Ableiter böser Begierden und unbesonnener Ent„schließungen ist.

„Durch die Sicherheit des Lebensunterhalts „aber verbreitet sich über das Gemüth des Men„schen eine gewisse Milde und Sanftheit, ohne „welche er keiner wahren intellectuellen Kultur „empfänglich ist, und die ihn insbesondre auch „von groben Missethaten zurückhält, durch welche „er Gefahr läuft, die ihm bisher offen gestande„nen Erwerbungsquellen sich auf immer zu ver„stopfen, und sich aus einer behaglichen Lebens„lage heraus zu werfen.

„Liebe zum häuslichen Leben ist eine natür„liche Folge der Erwerbsleichtigkeit des Lebens„unterhalts. Sehr richtig sagt Montesquieu: „„Ueberall, wo für zwey Menschen von verschie„„denem Geschlecht Brod wächst, wird sich eine „„Heyrath schließen." Durch das eheliche Le„ben selbst aber wird jene Milde, die Begleiterin „regelmäßiger Geschäftigkeit, gleichsam vollendet: „denn der Mensch vervielfältiget und vermannig„faltiget hier, so wie durch Kinder, seyn physi„sches, also beydes, durch Weib und Kind, sein „moralisches Selbst, und wird eben dadurch viel„seitiger berühr- und gleichsam verwundbar; „knüpft sich durch mehrere und stärkere Bande an

„alles, was Bedürfniß, Bequemlichkeit und Vergnügen des Lebens, an alles, was Leben und „Mensch selbst heißt. Wie manche Unbesonnenheit unterläßt der Leichtsinnigste, wie manche „Verkehrtheit der Bösartigste, (wenn er nur „noch nicht grundaus verderbt ist) — blos weil „er dadurch dem Weib und den Kindern Kränkungen zu bereiten fürchten muß. Die eigentliche Periode der Präcipitation aller unruhigen „Kräfte und Leidenschaften, die Periode der moralischen Gesetzheit, wie es unsre Sprache psychologisch-bedeutsam nennt, ist die des Eintritts „in das häusliche Leben."

So viel ist gewiß, das Müßiggang, unsichre Gesetzpflege, öftere Staatsunruhen, Mangel an regelmäßiger Beschäftigung, Verachtung der Handarbeiten und fehlende Nahrungsquellen, die Hauptquellen jenes hohen Grades von Unsittlichkeit und Verworfenheit bey dem römischen und griechischen Pöbel im Alterthum waren. In sofern durch Beförderung einer größern bürgerlichen Wohlfahrt die Mittel zur Geistesbildung vermehrt werden; wird auch das Streben nach Sittlichkeit erleichtert.

Eben so befördert man mehr wie sonst, sowohl privatim, als öffentlich, Geisteskultur, welche Aberglauben und jeden schädlichen und der

Sittlichkeit nachtheiligen Einfluß vertilgen. Mehr wie sonst, sorgt jetzt der Staat für die Erziehung und Bildung der Jugend, und vorzüglich für die aus den mindergebildeten Ständen. Das preußische Königreich hat ein eignes Ober-Schulkollegium, das lediglich zum Behuf der Jugendbildung errichtet ward. An der Spitze sehr einsichtsvoller Räthe steht ein erleuchteter Minister, der mit einer unermüdeten Sorgfalt sehr specielle Kenntnisse, (die man selten auf diesem erhabenen Posten antrifft) verbindet. Wem ist nicht bekannt, welche große Summen zum Besten der Land- und Stadtschulen sind verwendet worden. Daß nicht noch mehr geschieht, rührt wohl daher, daß der Soldatenstand, der die Hauptbedingung des jetzigen rechtlichen Zustandes ist, und mit seinen Bedürfnissen also allen andern vorangeht, nur in sofern dem Staat zu friedlichen Zwecken etwas anzuwenden erlaubt, als er es zuläßt. Die Tendenz aller Bildung geht dahin, den Menschen durch technische Kenntnisse zu einem nützlichen Bürger, durch Religion und Moral zu einem zufriedenen und guten Menschen zu machen. Es scheint die christliche Religion, welche sittliche Vervollkommnung zum Hauptzweck des Lebens macht, die christlichen Regenten zu bewegen, Religion und Moral zu einen Haupttheil des Schulunterrichts, vorzüglich bey den minder-

gebildeten Ständen, zu machen. Die für dieselben projektirten und hin und wieder schon organisirten Erwerbsschulen scheinet die Menschenliebe der Privatpersonen mit dem Staate gemeinschaftlich zu befördern, damit theils die Besuchung der Schulen für arme Kinder erleichtert, theils die niedrigen Volksklassen eine unversiegbare Quelle des Erwerbs für das männliche Alter sich eröffnen könnten. Viel geschieht hier in dieser Rücksicht und gewiß mehr als unter den vorherigen Regierungen *). Mit männlicher Weisheit bearbeitet unser erhabener Monarch Entwürfe zum besten des Staats; und die Sorge für die Erziehung und Bildung der Jugend ist, nach den gegebenen Beyspielen, sein stetes Augenmerk. Er ermuntert durch Wort und That die Kollegien des Landes, diesen Gegenstand zu beherzigen. Was von unten herauf nur langsam gediehen wäre, wird durch das Beyspiel von oben herab Riesenschritte machen, und Reformen, die durch bloßes Mitwürken des Privatmannes Jahrhunderte erfordert hätten, werden, vom Staat begünstigt, in Jahrzehnden gedeihen. Denn die Herrschermacht kann kräftig

*) Man vergleiche hiermit meine Schrift: Ueber Schulreformationen zu Gunsten des gemeinen Bürger- und Soldatenstandes. Berlin 1801.

das Ganze umfassen und eine den einzelnen Theilen angemessene Harmonie bewürken. — Die gewaltsamen Explosionen der Volkskräfte in jetzigen Zeitläuften, die zunehmende Volksmenge, die steigenden Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse machen jene Anstalten zum dringendsten Bedürfniß. Nur durch sie wird das Volk nicht blos anders, sondern auch besser. Die Eröffnung mehrerer Erwerbsquellen wird der Verarmung in Städten wehren, die nützliche und bestimmte Richtung der Kräfte den Volksexzessen steuern, und Beförderung des häuslichen Fleißes und Unterricht in einer geläuterten Moral und Religion, die Immoralität die Quelle alles bürgerlichen Verderbens und Elendes verstopfen.

Die Geisteskultur befördert bey den Erwachsenen vorzüglich Denk- und Preß- und Religionsfreyheit. Das Misverhältniß, das unter der vorigen Regierung statt fand, daß die Jugend zu Bürgern des neunzehnten Jahrhunderts erzogen wurde und nach dem Religionsedikt zum religiösen Glauben des sechzehnten Jahrhunderts zurückkehren sollte, ist jetzt völlig aufgehoben und die Gesetze im II. Theil, im 11. Titel des Gesetzbuches für die preußische Staaten, wie es heißt in §. 1 — 8. haben ihre volle Gültigkeit.

§. 1. Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen seyn.

§. 2. Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreyheit gestattet werden.

§. 3. Niemand ist schuldig, über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staate anzunehmen.

§. 4. Niemand soll wegen seiner Religionsmeinung beunruhigt zur Rechenschaft gezogen, verspottet oder gar verfolgt werden.

§. 5. Auch der Staat kann von einem einzelnen Unterthan die Angabe: zu welcher Religionsparthey sich derselbe bekenne, nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlichen Handlungen davon abhängt.

§. 6. Aber selbst in diesem Falle können mit dem Geständnisse abweichender Meinungen nur diejenigen nachtheiligen Folgen für den Gestehenden verbunden werden, welche aus seiner, dadurch vermöge der Gesetze begründeten Unfähigkeit zu gewissen bürgerlichen Handlungen oder Rechten von selbst fließen.

§. 7. Jeder Hausvater kann seinen häuslichen Gottesdienst nach Gutbefinden anordnen.

§. 8. Er kann aber Mitglieder, die einer andern Religionsparthey zugethan sind, zur Beywohnung desselben wider ihren Willen nicht anhalten.

Je les laisse faire, war die Maxime Friedrich des Großen, die jetzt die meisten Fürsten nachahmen. Hierin liegt die erhabenste Maxime ausgedrückt. Der Geisteszwang verhindert die Reife des Geistes. Die Hierarchie trat alle Kultur zu Boden, und hemmte jede Versittlichung. Mit der Erzählung der schändlichsten Thaten ist die Religionsgeschichte erfüllt. Sie schuf die blutdürstige Inquisition, erzeugte die Ketzerverfolgungen und trat alle Menschenrechte der andersdenkenden zu Boden, in dem Religionsfanatismus jedes Mitgefühl der Bruderliebe ausrottete. Die Aufhebung des Glaubenszwanges, die Herbeyführung der Preß- und Denkfreyheit hat alle diese großen Quellen von Unsittlichkeiten verstopfet: und unter Friedrich dem Großen ein Licht angezündet, welches nicht nur das protestantische Deutschland erleuchtet, sondern auch selbst große Lichtfunken in das südliche Deutschland, in die Sitze des crassesten Katholicismus geworfen hat. Indem der Geist

vom Aberglauben gereinigt ward, und hellere Kenntnisse von Pflicht und Recht von Gott und menschlicher Bestimmung immer mehr, selbst unter den niedrigsten Ständen sich verbreiteten, so wurde das Gefühl für Menschenrecht stärker regte sich immer mehr das Streben nach einem wenigstens sittlichen Anstande, der anfangs zwar nur von groben Unsittlichkeiten, die in die Augen fallen, abhän, aber, indem die Einsicht in das Strafbare und Schändliche des Lasters, und in die guten Folgen und den hohen Werth der Tugend sich vermehrt, wird endlich die Tugendartigkeit in ächte Sittlichkeit verwandeln. Denn jede Wahrheit, die den Geistesmenschen esleuchtet, würkt mehr oder weniger, früher oder später zur Bildung und Vervollkommnung des Herzens. Zwar muß erst mit der zunehmenden Geisteskultur, wenn die Nacht des Aberglaubens, die von Jahrhunderten geheiligten und für die Menschheit schädlichen Vorurtheile schwinden, zuerst jener jetzt herrschende Indifferentismus gegen Religion überhaupt emporkeimen, die, (wie im ersten Abschnitt gezeigt ward, auch seinen Nachtheil für Sittlichkeit hat,) aber ein nothwendiger Durchgang zu einer höhern Geistes- und Herzenskultur zu seyn scheint. Wenn man nicht blos den Aberglauben verachten, sondern wahre, ächte sittliche Religiosität wird

lieb gewonnen haben, dann wird man neben der zunehmenden Annäherung der verschiedenen Religionspartheyen noch eine geistigere Periode für Sittlichkeit entstehen sehen. Die Macht der Religion wird nur in ihren beglückensten Würkungen zur Beseeligung und Veredlung der Menschheit bey den kultivirtesten Nationen unsers Welttheils sich zeigen. Dann wird sie durch ihre große Segnungen die großen Uebel die sie einst den Völkern zufügte, reichlich vergüten.

II. Der jetzige Zustand der bürgerlichen Gesetze, welche die Rechte der Personen, des Eigenthums und der Gesetzpflege in sich befaßt, erleichert ebenfalls mehr, wie jemals das Streben nach Sittlichkeit.

So wie die willkührlichen Phantasienbilder, welche den Schein der Wahrheit für sich haben, die Moral und Religion nicht so wohlthätig würken lassen als wenn die ewigen in der Vernunft gegründen Wahrheiten die Herrschaft führen; eben so tritt der Fall in Hinsicht der bürgerlichen Gesetzgebung ein. Je willkührlicher und der Vernunft widriger die vorhandenen Rechtsgesetze sind, je partheyischer sie blos einige begünstigt, desto weniger beglückt sie die Mehrheit. Je mehr sie sich aber den allgemeinen Menschen-

rechten nähern, und das Prinzip der Gerechtigkeit zum Grunde legen, desto wohlthätiger würken sie. So wie vor dem Thron der ethischen Gesetzgebung alle moralische Wesen gleiche Pflichten haben, so gebühren allen Bürgern eines Staats gleiche Rechte. Aber die Gesetze in den meisten Ländern sind willkührliche Satzungen, welche sich gar nicht auf Gerechtigkeit stützen, die allen gleich wohl will, sondern von der Willkühr der Beherrscher herrühren, und tausend zufälligen Umständen ihr Daseyn verdanken. Gewöhnlich sind daher die vornehmen, herrschenden und reichen Familien zum Nachtheil des großen Haufens begünstigt. Im ehemaligen Pohlen gab es nur gnädige Herren und Sklaven; einen Mittelstand, der keiner willkührlichen Herrschaft eines Großen, sondern nur den Gesetzen unterworfen gewesen wäre, gab es nicht. Jede Verbesserung der Gesetzgebung geht also dahin, alle Willkührlichkeiten zu verbannen und die ewigen Menschenrechte immer mehr geltend zu machen. Indem die Gerechtigkeit*) allen Menschen gleich wohl will,

*) Man lese hierüber die eben so schöne als gründliche Abhandlung des Doktor Erhards in den Horen 3. B. 7. St. Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesezgebung betrachtet.

so muß sie der Mehrheit der Staatsbürger, welche gewöhnlich durch die bevorrechteten Stände beeinträchtigt ist, mehr Freyheit, Selbstgefühl und Erwerb verschaffen. Sie soll aber dies thun, ohne jemanden, selbst den Begünstigten in seinem Rechte zu kränken. Sie wird daher nicht revolutionirend, das heißt mit Beraubung der Rechte der Begünstigten, wie bey der französischen Revolution, sondern reformirend, das heißt mit Schonung aller hergebrachten, wenn auch willkührlichen Vorrechte verfahren. Hier muß die Weisheit mit der Gerechtigkeit sich verbinden, wenn nicht die Gerechtigkeit in eine Ungerechtigkeit sich verwandeln soll. Je mehr die Gesetzgebung sich vervollkommnet, und trotz aller Verschiedenheit der Stände, des Reichthums und der Fähigkeiten, gleiche Rechte gelten, die ein jeder von andern fordern darf, und welche so das gegenseitige Betragen aller Bürger bestimmen, daß jeder bey vorkommender Gelegenheit bestimmt weiß, in wiefern er auf das Betragen anderer rechnen dürfe; desto mehr wird sich bis in die niedrigsten Stände herab, bürgerliche Wohlfahrt, Selbstachtung, und mit ihr eine gewisse Tugendartigkeit verbreiten, welche oft eine sichere Vorläuferin der ächten Sittlichkeit wird.

Unter den neuern Gesetzbüchern ist wohl das preußische dasjenige, welches sich am meisten dem Prinzip der Gerechtigkeit nähert. Man sehe in der Einleitung des allgemeinen Gesetzbuch's für die preußischen Staaten, wie nach §. 9. besondere landesherrliche Begünstigungen, Privilegien und Ausnahmen von gesetzlichen Vorschriften, nur in soweit gültig sind, als sie das besondere Recht eines Dritten nicht beeinträchtigen. Die Grundsätze, welche an der Stirn des Codex (in der Einleitung §. 77 — 80 und 87.) stehen, deuten auf den Geist hin, der in allen Gesetzen wehet.

§. 77. Das Wohl des Staats überhaupt, und seiner Einwohner insbesondere, ist der Zweck der bürgerlichen Vereinigung, und das allgemeine Ziel der Gesetze.

§. 78. Das Oberhaupt des Staats, welchem die Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls obliegen, ist die äußern Handlungen aller Einwohner, diesem Zweck gemäß, zu leiten und zu bestimmen, berechtigt.

§. 79. Die Gesetze und Verordnungen des Staats dürfen die natürliche Freiheit und Rechte der Bürger nicht mehr einschränken, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordert.

§. 87. Auch Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Oberhaupte des Staats und seinen Unterthanen, sollen bey den ordentlichen Gerichten, nach den Vorschriften der Gesetze, erörtert und entschieden werden.

Die Handhabung der Gerechtigkeit nach diesen Grundsätzen bringt eine Sicherheit für die Personen und des Eigenthums hervor, welche erlaubt, den Menschen seine vorgesetzten Zwecke zu erreichen und ihm die besten Mittel darbietet, um sich zu vervollkommnen. Von jeher hat dies die Gesetzgebung, aber zum Nachtheil der niedern Volksklassen gethan, indem sie durch willkührliche Vorrechte, Privilegien der Geburt und des Standes, eine große Masse von Reichthum in einzelne Familien brachte. Noch erlaubt die Staatsverfassung in ihrer jetzigen Gestalt nicht, alle willkührliche Ausnahmen, welche die Geburt und die privilegirten Stände in der Anwendung des Gerechtigkeitsprinzips zu lassen, gänzlich zu vertilgen. Aber die Gleichheit vor dem Gesetz und rechtliche Freiheit ist in allen Ständen vorhanden; kurz, — man hat sich mehr als jemals dem Prinzip der Gerechtigkeit genähert. Der gemeine Bürgerstand hat daher Freiheit, jedes Gewerbe zu erlernen, jede Nahrung zu treiben. Seiner

Person und seinem Eigenthum ist der Schutz der Gesetze gegen jedermann gesichert. Wenn er die Abgaben entrichtet und seine Bürgerpflichten thut, so ist er keiner willkührlichen despotischen Behandlung ausgesetzt. Dadurch ist eine gewisse Selbstschätzung unter dieser Menschenklasse entstanden, welche der Moralität sehr beförderlich seyn kann. Die vermehrte Wohlhabenheit der Begüterten, der bessere Broderwerb des Armen hat die Lektüre und Erziehung und Bildung der Jugend außerordentlich gegen sonst beliebt gemacht und vermehrt, und mit ihr ohne Zweifel das Streben zu einer höhern Sittlichkeit erleichtert.

Ferner hat die Wohlthat der Gesetzgebung sich bis auf die niedrigsten Stände, den Dienstbothen in den Städten und den unterthänigen Leibeignen erstreckt. Es ist wohl die größte Milde der Gesetzgebung sichtbar, welche die alten Staaten nicht kannten, daß nämlich keine Sklaverey geduldet wird, welche den Menschen, indem sie ihn zu einem Wesen ohne Rechte macht, in die Reihe vernunftloser Thiere setzt, worüber jeder nach Gefallen schalten, sie willkührlich quälen und tödten darf. Die Sklaverei die ehedem die gepriesensten und erleuchtesten Philosophen, ein Aristoteles und Plato, aus

Mangel an gehöriger Schätzung des Menschenwerths, erlaubten und billigten, wird jetzt von den geringsten Menschen für unrecht und eines vernünftigen Wesens unwerth gehalten. So wie ein Sklave den Boden des preußischen Staats betritt, so hört die Sklaverei auf. A. G. B. Th. 11. S. 297. §. 196—201.

§. 196. Sklaverei soll in den königlichen Staaten nicht geduldet werden.

§. 197. Kein königlicher Unterthan kann und darf sich zur Sklaverei verpflichten.

§. 198. Fremde, die sich nur eine Zeitlang in königlichen Landen befinden, behalten ihre Rechte über die mitgebrachten Sklaven.

§. 199. Doch muß ihnen die Obrigkeit Schranken setzen, wenn sie diese Rechte bis zu lebensgefährlichen Mißhandlungen der Sklaven ausdehnen wollten.

§. 200. Wenn dergleichen Fremde sich in königlichen Landen niederlassen: oder auch, wenn königliche Unterthanen auswärts erkaufte Sklaven in hiesige Lande bringen: so hört die Sklaverei auf.

§. 201. Der Herr hat also kein persönliches Eigenthum über den gewesenen Sklaven.

Die Dienstbothen betrachtet die Gesetzgebung als freye paßive Bürger, welche bürgerliche Freiheit besitzen und willkührlich einen Contrakt mit ihrer Herrschaft schließen, und mit Recht die Erfüllung desselben bey der Obrigkeit fordern können, die Pflichten der Herrschaft, ihre Rechte sind bestimmt, Lohn und Kost ihnen gesichert. Man sehe den II. Theil den V Titel S. 284. wie milde die Behandlung ist, welche das Gesetz der Herrschaft vorschreibt. Nach §. 84. muß sie denselben die Abwartung des Gottesdienstes erlauben; nach §. 85. darf sie denselben nicht Arbeiten zumuthen, die über ihre Kräfte gehen. Sie muß nach §. 86. die in ihren Dienst krank gewordenen verpflegen, ohne den Lohn zu verringern, darf sie nicht willkührlich mishandeln, darf sie nicht ohne Noth außer der bestimmten Zeit aus dem Dienst verstoßen, ihr weiteres Fortkommen durch üble Nachreden nicht erschweren. Man kann gewissermaßen sagen, daß das Gesetz diese Menschenklasse besser behandelt, als es der Grad ihrer Bildung und Moralität erlaubt, und anstatt hinter der Kultur zurück zu bleiben, zu vorgeeilt ist. Die vielen Misbräuche, welche

das mehr durch Härte als Milde zu bezwingende Gesinde mit den gesetzlichen Begünstigungen treiben, die öftern Klagen der menschenfreundlichsten Herrschaften darüber, bezeugen es zur Gnüge. Doch sucht der Staat durch die Vorsorge der bessern Erziehung, durch die Verbesserung der Lehrschulen, durch Anlegung der Erwerbschulen, wo sie zu einem regelmäßigen Wandel gewöhnt, zur Sittsamkeit und Häuslichkeit hingeführt werden, diese Volksklasse der verliehnen Rechte und Freiheit würdig zu machen. Unter ihnen fängt eine bessere Denk- und Handelsweise an zu herrschen. Wer da weiß, daß Armuth, Jugend und Verführung, bey nothdürftigem Unterricht sie leicht zu Vergehungen hinreißt, wird sie eben so bedauern, als ein besseres Loos durch eine sorgfältigere Bildung ihnen nach dem edlen Beyspiel der Gesetzgebung bereiten helfen.

Selbst den Leibeignen auf dem Lande sucht der Staat, so weit es ohne Schaden der Gutsbesitzer geschehen kann, in einem rechtlich freien Zustand zu versetzen. In Dännemark und mehrern Ländern ist es schon geschehen; daß noch nicht mehr hierin geschieht, liegt wohl daran, daß mit der Aufhebung der Leibeigenschaft oft die Herrschaft einen Theil ihres Vermögens

einbüßt, oder einzubüßen glaubt. Im ersten Fall kann der Staat, ohne ungerecht zu seyn, den Herrn des Leibeigenen nicht zwingen. Im zweyten kann er nur dafür sorgen, daß durch Belehrung die Vorurtheile schwinden, oder den guten Willen durch Belohnungen ermuntern. Das hat auf eine eben so königliche große und edle Weise Friedrich Wilhelm der Dritte gethan, als er zwey edle Brüder, die ihren Bauern die Freiheit schenkten, in Grafenstand erhob. Aber wie erleichtert der Staat dem Leibeignen das Streben nach bürgerlicher Freiheit? Er ist gleichsam sein Vormund, der ihn mit Rath und That beysteht. Selbst Unterthanen sind sie nur in Beziehung auf das Landgut zu dem sie gehören, in ihren Geschäften und Verhandlungen aber freie Bürger des Staats, und es findet daher nach II. Theil VII Titel §. 48. die ehemalige Leibeigenschaft als eine Art von persönlicher Sklaverey nicht statt. Sie sind fähig, Eigenthum zu erwerben und dasselbe gegen jedermann gerichtlich zu vertheidigen. Es darf keiner nicht vertauscht auf eine willkührliche Weise seines Eigenthums beraubt und in fremde Gegenden verführt werden. Die Züchtigung darf nach §. 229. nicht, weder die Gesundheit noch das Leben in Gefahr bringen. Es kann ihm ohne Noth nicht der Consens zur Verheiratung

und selbst nicht die Entlassung, bey Umständen, die es nothwendig machen, versagt werden.

Auch gegen diese Menschenklasse ist die Gesetzgebung mild gewesen. Manche Dorfschaft, der die Herrschaft Freiheit anbot, schlug sie aus, sie verschmähte eine Loslassung, die sie aus der Unterthänigkeit riß, aber ihre Sorgen vermehrte, und ließ sich den sorgenlosen Zustand der Sklaverey gefallen, worin, das gefallene Vieh angeschaft, das Haus gebaut und das Saatkorn gereicht ward. Beweis genug, daß die Gesetzgebung besser wie diese entarteten Menschen war. Man muß Merkels geistvolle Schrift über die Letten aufmerksam gelesen haben, um zu sehen, wie Mangel am festen Eigenthum, und die Willkühr despotischer Gutsbesitzer, die statt Gesetze gelten, den Menschen erniedrigen, verschlimmern, und im höchsten Grade unmoralisch machen. Ja, daß die untere Volksklasse der Israeliten so verworfen ward, als sie ist, muß der Staat die Schuld tragen, der, indem er sie aus dem Kreise des Bürgers und Menschen verbannte, zu entarteten Unmenschen machte.

Selbst in Hinsicht des gemeinen Soldatenstandes hat die Gesetzgebung sich verbessert. Man sucht immer mehr die Willkührlichkeiten in der

Behandlung des Soldaten zu entfernen. Aber es ist, da er fortgesetzt unter der Disciplin stehet, (wie ein Schüler in einer Schule,) eine der schwersten Aufgaben für den Gesetzgeber, die so nothwendige Subordination und Disciplin mit einer rechtlichen Behandlung seiner Vorgesetzten zu verbinden; und davon ist hier die Rede. Denn ausser ihren Dienstverhältnissen haben sie die Rechte, die jeder Unterthan genießt. Sie werden durch einen eigenen Richter nach vorhergegangenen Urtheil, welches sich auf das Gutachten ihrer Kammeraden gründet, verurtheilt. Die militairische Behörde kann wohl die in den Kriegsartikeln festgesetzte Strafe mildern, aber nicht erhöhen. Was der Gesetzgeber nicht thun konnte, hat die zugenommene Humanität von Seiten der Offiziere, und das civilisirtere Betragen von Seiten des gemeinen Soldaten bewürkt. Beydes hat von selbst eine gewissermaßen billigere Behandlung herbey gezogen.

Uebrigens ist es Thatsache, daß vorzüglich die preußischen Regenten das Loos des gemeinen Soldaten erleichtern und das Streben nach Sittlichkeit befördern. Sie haben Zulagen, Kindergelder, freie Schulen, Gelegenheit zum Erwerb in Industrieschulen erhalten, und die sichere Aussicht, nach Maasgabe ihrer Fähigkei-

ten, bey eintretender Invalidität versorgt zu werden. Die Gesetzverwaltung hat mit der Gesetzgebung gleichen Schritt gehalten. Ohne ihr sind die besten Gesetze ein unbrauchbares Kapital. Die Gesetze sind deutlicher als je, und zwar in der deutschen Sprache abgefaßt. Die Zeit der Prozesse ist gegen sonst, unendlich kürzer. Daß hierin nicht noch mehr geschieht, liegt wohl in dem Misverhältnisse zwischen dem Personale und den vielen Arbeiten. Ansetzung mehrerer Arbeiter werden ohne Zweifel demselben abhelfen. Die Einrichtung, durch drey Instanzen seine Rechte suchen und vertheidigen zu können, schützt die gerechte Sache gegen den Einfluß des Mächtigen und Reichen. Zwar verlängern die Formalitäten die Prozesse, erlauben aber jeden, sich gehörig vertheidigen zu können. Zwar herrschen noch genug Unvollkommenheiten in den Gerichtshöfen, welche die Ungerechtigkeit auf Kosten der gerechten Sache begünstigen, aber die Ursachen muß man mehr in dem Eigennutz und der Ränkesucht der dabey interessirten Personen, als in dem Zustand der Gesetzgebung suchen. Selbst wenn dieselbe noch einen weit höhern Grad der Vollkommenheit als jetzt erreicht haben wird, so wird der schlaue Chikaneur noch genug Schlupfwinkel entdecken, zu seinem Vortheile die Gesetze zu umgehn.

Im preußischen Staat wird der, welcher seine Armuth gesetzmäßig beweisen kann, in das Armenrecht aufgenommen, welches ihn berechtigt, den Rechtsbeystand von Männern, welche der Staat dazu bestellte, unentgeldlich zu fordern. Dadurch hat der Arme Zuversicht, seine Person und sein Eigenthum gegen die Uebermacht der Großen und Reichen zu vertheidigen. Die Antwort, die einst jener Bürger Friedrich dem Großen gab, der ihm drohete, mit Gewalt sein Eigenthum zu nehmen: „O dann müßte kein Kammergericht seyn!" zeigt mehr als alle Deductionen, die Vortrefflichkeit der preußischen Gesetzpflege. Es deutet deutlich an, daß Machtsprüche und Willkühr eine seltene Erscheinung sind. Alles dies bewürkt Sicherheit der Personen und des Eigenthums, vermehrt Wohlstand, und selbst die Tugendartigkeit verbreitet sich und gewinnt endlich eine moralische Tendenz.

III. In Hinsicht der Kriminal-Gesetzgebung darf ich nur einige hieher gehörige Sätze erörtern. Dieselbe hat einen vorher nie gekannten Grad der Vollkommenheit nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch hin und wieder in den Gerichtshöfen dadurch erhalten, daß man aufgehört hat, die moralische Imputation mit der rechtlichen zu verwechseln, und nach dieser Ansicht die Verbrecher zu bestrafen. Jene

hat man der Gottheit, als Gesetzgeber des Gewissens überlassen, weil sie als sehr trüglich vor dem kurzsichtigen Menschen, der nicht in das Innere blicken kann, erfunden wurde. Diese hat man nach den in die Augen fallenden Folgen, die jedermann zur Beurtheilung vor Augen da liegen, beurtheilt, und darnach die Schädlichkeit eines Menschen, gegen das Eigenthum und die Personen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt. Ausschließung von allen Rechten und Versetzung in einen Zustand, wo er dem Staat nicht nur unschädlich, sondern auch noch nützlich werden kann, ist gewiß an und für sich eine sehr große Züchtigung und daher der Zweck der Bestrafung. Die Correctionsanstalten, Zucht- und Arbeitshäuser werden aus diesem Gesichtspunkt angesehen und verwaltet. Man fängt dadurch mehr an, Menschenwürde und Rechte zu schätzen, als bey jener empfindelnden Methode philantropischer Rechtsgelehrten vor einigen Jahrzehenden, welche durch Deductionen der Naturnothwendigkeit, welche unwiderstehlich zum Verbrechen treibt, eine empörende Straflosigkeit der Verbrecher hin und wieder einführten, die das Laster reitzten, und eine Menge Verbrechen gegen Personen und Eigenthum veranlaßten. Diejenigen Verbrecher, welche zu gefährlich für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen der menschlichen Gesell-

schaft sind, und die man nach reiflicher Ueberlegung, nicht im Leben festzuhalten und für den Staat unschädlich zu erhalten glaubt, verbannt man jetzt tausend Meilen weit zur Arbeit in den sibirischen Bergwerken. Nur den vorsetzlichen Mörder, der das Leben seiner Mitmenschen nicht heilig achtet, überliefert man dem Tode. Da dieser Fall nur sehr selten eintritt, so werden die Todesstrafen daher auch seltener. Man scheint stillschweigend den von mir behaupteten Satz zum Grunde zu legen, daß der Mensch, als ein sittliches Wesen, hier berufen sey, sich sittlich vollkommner zu machen; daß jeder Mensch, der lasterhaft durch zu große Versuchung ward, wieder gut werden könne, daß man die Correctionsanstalten so einzurichten suchen müsse, daß der Verbrecher Zeit und Veranlassung in seiner Lage erhalte, sich besser machen zu können. Da besonders die Mitglieder der mindergebildeten Stände die Criminalliste füllen, so ist jede Verbesserung der Criminaljustiz für sie und ihre moralische Bildung vorzüglich günstig. Ich habe in diesem Abschnitt vorzüglich die preußischen Staaten vor Augen gehabt. Ich darf nach den öffentlichen Nachrichten wohl auch die Meinung hegen, daß an sehr vielen Orten in Deutschland, und seitdem ein Howart sich aller Verbrecher menschenfreundlich annahm, nicht nur fast in al-

len europäischen Staaten, sondern selbst in Amerika in dieser Hinsicht sehr viel geschehen ist.

Die Tendenz der gesammten Gesetzgebung in allen ihren Zweigen, den Polizeyverordnungen, den bürgerlichen Gesetzen, der Gesetzpflege und in den Kriminalverfügungen geht also jetzt unverkennbar, vorzüglich in den preußischen Staaten dahin, durch Beförderung bürgerlicher Wohlfahrt, der Geistes- und Herzenskultur, durch die Annäherung zum Prinzip der Gerechtigkeit im Civilcodex, und durch zweckmäßige Bestrafung der Verbrecher, die Laster zu vermindern und Tugendartigkeit, und mit ihr wahre Sittlichkeit immer mehr verbreiten zu helfen. Blickt man (und dies muß nothwendig hier geschehen) auf die ehemaligen Zeiten in dieser Rücksicht hin, so ist unendlich viel geschehen. Ueberdenkt man aber, was noch alles zur Veredlung und Beglückung von Seiten des Staats geschehen könne und müsse, so erscheint das Geschehene als sehr unvollkommen. Es gewinnt nur als eine Stuffe zu einer höhern Vollkommenheit in der Zukunft seinen gehörigen Werth.

Zweyter Abschnitt.

II. In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der Gesetzgebung das Streben unsrer Zeitgenossen, besonders der mindergebildeten Stände, zu einer höhern ästhetischen Kultur?

Daß die Gesetzgebung einen großen Einfluß auf die ästhetische Bildung, einen günstigen und auch ungünstigen Einfluß haben könne, ist unbezweifelt. Solons Gesetzgebung schuf eine ästhetische Bildung zu Athen in einem Grade, wie sie im übrigen Griechenland selten zu finden war, und Lycurg schuf einen militärischen Sansculotten-Staat, wo jeder Kunstkeim nothwendig aus Mangel an Wohlhabenheit, Gelegenheit und Aufmunterung ersticken mußte.

Ein Staat kann durch seine Gesetzgebung auf dreyerley Weise das Streben, selbst der Mindergebildeten, nach ästhetischer Kultur erleichtern.

Einmal durch Beförderung der Wohlhabenheit. Dieselbe macht die große Volksklasse geneigt, nicht blos das Nützliche, sondern selbst das

Schöne sich zu eignen. Die Armuth ist froh, in einer Hütte sich gegen Wind und Wetter zu schützen. Der Wohlhabende dehnt seinen Wunsch bis zur ästhetischen Form aus, die seine Existenz freundlicher machen. Er bemahlt sein Haus, schnitzelt in Fensterladen und Thorwege zierliche Figuren, kauft Malereyen, kleidet sich zierlicher, und nimmt bey den Meubeln auf ein elegantes Ansehn Rücksicht. Daher der Schluß von dergleichen oft monströsen Verzierungen auf Wohlhabenheit selten trügt. Oder der Staat giebt der Erziehung eine ästhetische Tendenz. Zeichnen, Instrumentalmusik und Bildung der äußerrn Sitten, welche allerdings einen großen Einfluß auf Empfänglichkeit für ästhetische Formen haben, werden mit unter die Gegenstände des Schulunterrichts aufgenommen. Oder er (honos alit artes) ehret den Künstler durch öffentliche Ehrenbezeigungen und durch reichliche Belohnung; dann streben die bessern Köpfe hin, sich der Belohnung an Geld und Ehre würdig zu machen. Oder der Staat sorgt für Kunstanstalten, worin der zukünftige Künstler Gelegenheit hat, sich zu seiner dereinstigen Bestimmung zu bilden. Oder er legt Sammlungen von Kunstschätzen, an, welche zur Bildung des Kunstsinnes dienen können. Ferner hat seit Jahrhunderten die Gesetzgebung, wenn auch nur

mittelbar, dadurch die ästhetische Kultur beför- dert, daß sie die große Intellectualität unsers Zeitalters herbeyführen half. Dies geschah durch die Aufmunterung der Wissenschaften von Seiten des Staats, durch die Ehre, die man öffentlich den Gelehrten bezeigte, durch die Un- terstützung der gelehrten hohen und niedern Schulanstalten, durch die Verordnungen, daß die künftigen Theologen, Juristen, Mediciner, nothwendig Humaniora und Philosophie studiren und mit ihrem Brodstudium verbinden mußten. Der Geist der alten Klassiker erweckte, genährt durch Denk- und Preßfreyheit, klassische Dich- ter und Prosaisten, welche endlich unabhängig von Fürstengunst und deren Unterstützung von selbst gediehen. Dieselben haben durch den Geist ihrer Schriften, und der darin herrschen- den ästhetische Darstellung, den Kunstsinn, nicht nur vorzüglich in Beurtheilung der redenden Künste gebildet, sondern durch die Beförderung der höhern Verstandeskultur die ästhetische Beur- theilung, selbst der bildenden Künste geschärft. Denn daß ein großer Grad der Intellectualität das Kunsturtheil sehr üben müsse, kann man sehr bald gewahr werden. Der gemeine Mann, der wenig Geistesbildung hat, faßt wie die Kin- der, nur diejenigen Züge der Gestalten auf, die vorzüglich in die Augen springen. Er ziehet

die hervorstehenden Farben denen vor, die weniger grell sind. Das buntgemalte Papier ist ihnen lieber als der schönste Kupferstich; der polternde Ton der Trommeln und Pauken, der schreyende Laut der Sackpfeifen, das Schmettern der Trompeten behagt ihnen mehr als der sanfte Ton der Flöte, der hohe Orgelton mehr als die Saiten des Klaviers. Die schlechtgeformten aber natürlichen Nachbildungen in Wachs zieht der große Haufe den schönsten Marmorbüsten vor. Das Niedrigkomische des Marionettenspielers und des Wiener Kasperle zieht ihn mehr an, als der hohe ernste Pathos des Trauerspiels, selbst als das feine komische Spiel jeder Bühne. Aber schon weniger, als diese ganz ungebildeten Menschen, hängt der mehr durch Erziehung, Unterricht und Lectüre Gebildete nur allein an den rohen Anfängern der Kunst. Sein Geschmacksurtheil ist, wenn auch nicht ganz rein, doch reiner und edler, als das des ganz Ungebildeten. Er sucht schon mehr das Geistige in der sichtbaren Hülle, die kleinern Züge, die edlern Formen springen mehr für ihm hervor. Er liebt überall mehr das Feine, Schöne, Edle. Ihm genügt in der Musik mehr der Ausdruck der Töne als ihr schallendes Geräusch. In Gemälden liebt er mehr die Zeichnung, als das Bunte der Farben. Man wird daher jetzt mehr als ehemals geschmackvol-

lere Urtheile über Kunstsachen in jeder Rücksicht von gebildeten Dilettanten hören. Ohne Zweifel hat also die größere Geistesbildung, die man größtentheils der Gesetzgebung verdankt, sehr dazu beygetragen, die ästhetische Urtheilskraft, zu schärfen; wenn auch jetzt noch nicht, an den richtigen und selbst unter den niedrigsten Volksklassen in Griechenland so allgemein verbreiteten Kunstsinn aus Ursachen, die ich weiterhin angeben werde, bey unsern Zeitgenossen zu denken ist.

In Hinsicht auf ganz Deutschland ist die Beantwortung der Frage: In wiefern erleichtert der gegenwärtige Zustand der Gesetzgebung die ästhetische Bildung selbst bey den Mindergebildeten? äußerst schwierig zu beantworten. In einem Staat ehrt man den Künstler und bezahlt ihn reichlich. Ein anderer legt Bildungsanstalten an und sammelt Kunstschätze. Ein Dritter macht seine Unterthanen wohlhabend und dadurch für Kunst empfänglich. Hiernach mußte man einen jeden Staat einzeln durchgehen, und jedes Regenten individuelle Stimmung in dieser Hinsicht beurtheilen, um nur ein gegründetes Resultat zu erzielen. Ich werde daher mich blos auf die preußischen Staaten einschränken. Hier insbesondere hat zu einer höhern ästhetischen Kultur bis in die niedrigsten Stände herab, beygetragen;

1) Der vermehrte Wohlstand der arbeitenden Klasse. Zu ihrer Gunst ist eine erstaunungswerthe Revolution dadurch hervorgegangen, daß in dem Maas als ihre Arbeit und ihre Produkte theurer, der Werth des Geldes zur Hälfte wohlfeiler wurde; und also die Geldeinkünfte der höhern Stände, vorzüglich der Staatsbeamten, der Militairpersonen, der Justiz- und Finanzbedienten, der Geistlichen und der Schullehrer zur Hälfte von ihrem Werth verlohren. Ein Tagelöhner kann jetzt nebst seinem Weibe in einer nur etwas mittelmäßigen Landstadt 12 Gr. und in der Erndte wohl noch mehr Tagelohn verdienen. Mehr haben Militairpersonen bis zum Grad eines Hauptmanns, Subalternen in den Landeskollegien, viele Geistliche und die meisten Schullehrer, die doch mehr Bedürfniß haben, auch nicht: Man kann also leicht glauben, daß der auf diese Weise erhöhete Wohlstand bis zum Tagelöhnern und Guthsunterthanen hinab, sehr zu einer höhern ästhetischen Kultur in denselben beytragen kann. Sie können jetzt neben dem nothwendigen Unterhalt auch noch am Luxusartikel denken. Man komme vorzüglich in Landstädte, deren Nahrung durch eine bevölkerte und fruchtbare Landschaft blüht, in Kolonien der Niederungen an den Flüssen der Havel, der Oder, der Warthe, in Dörfer, die ein gu-

ter Boden auf der Höhe wohlhabend machte, und man wird bald gewahr werden, welche nette Formen an Meubeln und Kleidung anfangen sichtbar zu werden, wie der Anstand sich veredelt, wie die Sitten sich verfeinern, und hin und wieder schon auf ästhetische Bildung der Kinder, auf Unterricht in Musik und Tanzen Rücksicht genommen wird.

2) Die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts trägt auch zu einer höhern ästhetischen Kultur bey. Man hat schon angefangen, in den Bildungsanstalten für künftige Schullehrer nicht blos auf das Nützliche, sondern selbst auf das Schöne Rücksicht zu nehmen. Man bildet in den niedrigsten Schulen mehr wie sonst, den äußern Anstand, man übet die Jugend im schönen Lesen, im richtigen Singen. Hin und wieder sind Gelegenheiten zu Handzeichnungen, für Handwerker, deren künftiges Metier das Zeichnen erfordert. Ohne einen etwas erträglichen stilisirten Brief schreiben gelernt zu haben, verlassen wohl selten die Schüler der niedrigsten Volksklassen die Schulen. Freylich ist das noch nicht so allgemein, als wie es seyn könnte, aber das Bestreben des Staats durch Verordnungen und Geldunterstützungen, (so weit es andere Staatsbedürfnisse erlauben) die mora-

lisch ästhetische Bildung zu befördern, ist in allen Veranstaltungen sichtbar.

3) Der Künstler wird jetzt mehr, wie je, geschätzt und unterstützt. Ein Göthe und Wieland haben sich zu Fürstengünstlinge empor geschwungen. Viele haben Pensionen von regierenden Herren. Ich nenne hier nur einen Klopstock. Welche Ehre genießen jetzt die Schauspieler gegen sonst; wie beliebte Gesellschaft sind sie in den größten Zirkeln? Mit welcher Achtung wird der Name eines Iflands, eines Sleks und einer Unzelmann u. s. w. genannt; welchen reichlichen Unterhalt (gegen andere Staatsbeamten gerechnet) gewährt ihnen der Staat. So die Künstler der bildenden Kunst. Achtungsvoll wird Schadok's und Chodowiecki's und andere Namen genennt. Alle haben von dem Publikum Ehre, und reichliche Belohnung für ihre Kunst. Die ersten Staatsbeamten halten es nicht unter ihrer Würde, die Aufsicht über die Bildungsanstalten der Künstler zu übermachen und selbst durch ihre Gegenwart und ihren Beyfall den emporstreben- Kunstsinn mächtig aufzumuntern. Schon fängt Cicero's Ausspruch an in Erfüllung zu gehn:

„Ehre ist eine treffliche Säugamme der Künste."

In vielen deutschen Ländern, vorzüglich im preußischen Staat, hat man sowohl für die schönen als mechanischen Künste Institute an mehrern Oertern errichtet, wo theils Gelegenheit ist zur Bildung des jungen Künstlers, theils das ausbrechende Künstlergenie Gelegenheit hat, sich dem Publikum bemerkbar zu machen. Man hat in Berlin, so wie in Dresden, Cassel, Mannheim, Düsseldorf und andere Orten Sammlungen von Kunstschätzen, welche vorfür die jungen Künstler der zeichnenden und bildenden Kunst sehr zu einem richtigen Geschmack in Beurtheilung der ästhetischen Produkte. noch mehr aber zu einem veredelten Geschmack in der eignen Darstellung von Kunstwerken hervorbringen können. Doch ich enthalte mich einer nähern Erörterung dieser eben so bekannten als oft beschriebenen und besprochenen Gegenstände, und merke nur an, daß alle diese Veranstaltungen des Staats eine unverkennbare Tendenz haben, die ästhetische Kultur immer mehr zu verbreiten.

Dritter Theil.

In wie fern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der schönen Künste das Streben, besonders der minder-gebildeten Stände nach einer höhern sittlichen und ästhetischen Kultur.

Erster Abschnitt.

I. In wie fern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der schönen Künste das Streben, besonders der mindergebildeten Stände nach einer höhern sittlichen Kultur.

Die Möglichkeit des wohlthätigen Einflusses, den die schönen Künste auf Sittlichkeit haben können, erhellet aus den Anlagen der Menschheit: die Würklichkeit davon beurkundet die Geschichte.

„Moralität kann auf zweyerley Weise befördert werden, wie sie auf zweyerley Weise gehindert wird. Entweder man muß die Par-

then der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyn.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die die letzte Operation die Moralität selbst nichts gewönne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Würkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegen gearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung

strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Ditser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in seine Interesse zu ziehn, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden,

Der sinnliche Trieb aber erkennte kein sittliches Gesetz und will sein Objekt durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an mornlischer ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die

Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheuet alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfinpfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bey Aeußerung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selstth tigkeit zu unterbrechen und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn) aber es macht den Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche

Handlung, und die Freyheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine Freyheit. Der Geschmack befreyet das Gemüth blos in so fern von dem Joch des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führt, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freyheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freylich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegen setzten, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn sie gleich keine Tugend sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Be-

gierde spricht, so muß sie eine strenge Muste-rung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlung der Ordnung, Harmonie und Vollkomenheit ge-bietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Bestimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwey zurück führen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht ge-schehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz, oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne An-frage bey den Sinnen."

So wie jede Sache eine gute und eine schlim-me, eine Licht- und eine Schattenseite hat, eben so läßt es sich leicht denken, daß die schöne Kunst eben so zum Nachtheil als zum Vortheil der Sittlichkeit geschäftig würken kann. Da dies nicht eigentlich hierher gehört, so erman-gelt eine weitläuftigere Erörterung desselben *).

*) Man sehe in den Horen 1796. 3. Stück. Schil-lers Abhandlung über den moralischen Nut-zen ästhetischer Sitten und 1795. 11.

Der Einfluß der schönen Künste auf Sittlichkeit ist nicht blos möglich, sondern, nach dem Zeugniß der Geschichte, auch wirklich vorhanden. Sie erzählt, daß durch dieselben die Wilden bezähmt, kultivirt und in bürgerliche Verhältnisse vereint wurden. Die homerischen Heldengedichte, die Statuen, Gemälde, die Triumphbogen, die Mausoläen der Helden rufen den jungen Griechen zu Heldenthaten, lassen einen Themistokles nicht schlafen; die Reden eines Demosthenes und Cicero erretten die Unschuld, besänftigten den Zorn des Mächtigen und stählten den Willen eines wankelmüthigen und weichlichen Volks zu großen Entschlüssen; Gesänge begünstigten die Reformation im funfzehnten und ein kühnes Freyheitslied die Revolution einer mächtigen und erleuchteten Nation im achtzehnten Jahrhundert.

Ich werde nun, um den jetzigen Zustand der schönen Künste und deren Einfluß auf Sittlichkeit zu bezeichnen, folgende Sätze aufstellen.

Stück eben desselben Aufsatz über die Gefahr ästhetischer Sitten. Und den zweyten Abschnitt des ersten Theils dieser Abhandlung: „Von dem Einfluß der Phliosophen auf Aesthetik."

I. Der jetzige bürgerliche Zustand bildet mehr den Sinn für das Schöne als das Erhabene*).

II. Die zunehmende Intellectualität vermindert den wohlthätigen Einfluß der schönen Künste überhaupt auf die Moralität.

III. Der jetzige Grad der Geisteskultur verstattet höchstens nur den redenden Künsten in allen ihren Zweigen, Einfluß auf die sittliche Bildung.

1) Der jetzige Zustand der bürgerlichen Verfassung entfernt den größten Theil der Menschen von der Theilnahme an der Staatsverwaltung. Dieselbe wird nicht vom Volk, sondern nur von denjenigen Personen betrieben, welche das Staatsoberhaupt bestellt. Es fällt hiermit ein sehr mächtiger Bewegungsgrund zu den großen und erhabnen Tugenden weg, welche ein rüstiger Sinn bey den Griechen und Römern und allen Republikanern des Alterthums hervorbrachte und belebte. Die äußere

*) Religion und andere Kulturbedingnisse haben, wiewohl nur einen weniger bedeutenden Einfluß auf den jedesmaligen Zustand der ästhetischen Kultur.

und innere Ruhe, die stehenden Heere, erlauben mehr ein ruhiges, häusliches Leben, in dessen stillem Schatten die bürgerlichen, mildern, sanftern Tugenden; Wohlwollen, Dienstfertigkeit, Nächstenliebe, beharrliche Arbeitsamkeit, und edles Dulden in Wiederwärtigkeiten gedeihen. Im Alterthum erzeugten die öftern Kriege, welche nicht nur Eroberungssucht, sondern bey der herrschenden Verachtung der bürgerlichen Handthierungen, der Mangel an Erwerbsquellen, und oft die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe herbey führten; ferner die öftern Störungen der innern Ruhe, welche die bürgerliche Existenz und deren Verhältnisse sehr unsicher machten, eine sehr rauhe, wilde und ungestüme Denkungsart. Die Vertheidigung des Vaterlandes riefen Muth, die Theilnahme an der Staatsverwaltung einen Patriotismus herbey, der dem Staat, Kinder und Eltern Leben und Ehre aufopfert. Die Möglichkeit, zu den höchsten und ersten Würden gelangen zu können, führten ein hohes Selbstgefühl, einen jetzt nur in England und Frankreich gekannten Bürgerstolz herbey. *)

*) Welchen Einfluß der jedesmalige Zustand der Gesetzgebung auf schöne Künste, deren Darstellung und Beurtheilung hat, kann man in dem eben

Dieser Kontrast, den die Staatsverfassung in Hinsicht auf die Sitten und moralische Denkweise hatte, offenbarte sich noch weit mehr in dem Kunstgeschmack. Im Alterthum sahe man eine entschiedene Vorliebe für das Erhabene. Man errichtete Statuen der Helden, verherrlichte in Hymnen und Panegyriken den Wohlthäter des Vaterlandes, verewigte den siegenden Kämpfer in öffentlichen Prachtgemälden, verherrlichte den Siegesheld durch prachtvolle Triumpfaufzüge, errichtete Siegessäulen und Mausoläen den Regenten. So wie wir jetzt jene bürgerlichen Verfassungen, jenen hohen Helden- und Bürgersinn und Gemeingeist nur dem Namen nach kennen, weil vielleicht zu unserer größern bürgerlichen Wohlfahrt, stehende Heere fester Gang der Geschäfte, und der festverschlungene Mechanismus des Staats, jene Bürgertugenden uns entbehrlicher machen; so ist der Sinn für das Erhabene in der schönen Kunst mit jenen rüstigen Gemüthseigenschaften größtentheils entschwunden und mit der mildern häuslichen

---

so witzigen als richtig gedachten Aufsatz über griechische und gothische Baukunst, von Bendavid, in den Horen, im Jahrgang 1795 im 8ten Stück sehen.

Tugend, mehr die Liebe zum Sanften, Feinen und Schönen bey unsern jetzigen Zeitgenossen hervor gekeimt. Dessen ungeachtet fehlt es an Darstellungen des Erhabenen in den redenden Künsten nicht. Die Deutschen haben einen Schiller, Klopstock, Göthe, Haller, und in Uebersetzungen einen Shakespeare, Milton und Young. Wenige aus den gebildeten Ständen lieben in der Lektüre und in der theatralischen Darstellung die Erregung erhabener Gefühle; und diese wenigen eilen zum Trauerspiel hin, um sich gewissen Gefühlen, Ahnungen und Hoffnungen des Herzens zu überlassen, welche der religiöse Indifferentismus ihnen nicht erlaubt aus der Quelle der Religion zu schöpfen. Sie sehen mit Wohlgefallen die zweckwidrigen Leiden der Sinnlichkeit in moralische Zweckmäßigkeit, die Unlust in Lust sich auflösen. Die erhabenen Formen auf Gemälden dienen größtentheils nur als Zimmerverzierungen; eben so die schönen Gipsabdrücke der Antiken. Die heilige Poesie eines Klopstock, die religiösen Kantaten, die heiligen Familien, die erhabensten Kirchenmusiken erregen mehr Bewunderung durch kritische Schätzung als ästhetische Rührung, durch dem Eindruck, den sie auf das Gemüth hervorbringen. Der größte Theil hingegen liebt, statt des Erschütternden, des Furchtbaren und

Erhabenen, mehr die sanften Rührungen des Schönen. Man liebt die Familiengemälde eines Ifflands, die Komödien und Operetten; letztere werden, wenn sie auch einen trivialen Text haben, doch, wenn nur die Musik etwas erträglich ist, sehr oft wiederholt. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit dieser Stücke scheint die im Publikum herrschende Liebhaberei veranlaßt zu haben.

2) Die hohe Intellectualität vermindert den Einfluß der schönen Künste auf Moralität. Seltener sieht man jetzt Spuren von solchen mächtigen Würkungen der Kunstwerke als ehemals im Alterthum. Der Aufschluß dieser Erscheinung ist in der höhern Geistesbildung der jetzigen Welt zu suchen, welche bis in die untersten Volksklassen hinunter herrscht. Wahrscheinlich würde ein Weiser Griechenlands darüber in ein angenehmes Erstaunen gerathen.

Im Alterthum herrschte die ästhetische subjektive Ansicht der Dinge; der sicherste Weg ging durch das Herz zum Verstande. Die sinnlichen Rührungen der Einbildungskraft lenkten den Willen und die Reitze zauberischer Bilder be-

würkten Ueberzeugung des Verstandes. Auf der Tribune und in den Gerichtshöfen herrschte die Beredsamkeit und bestimmte Volk und Richter zu ihrem Vortheil sich zu entschließen und zu urtheilen. Die Religion war ein Luftgebilde der Phantasie, welches Mahler, Bildhauer, Architekten und Dichter mit allen möglichen Reitzen schmückten. Die Pracht der religiösen Prozessionen, der Tempel, der erhabenen Göttergestalten in Gemälden und Statuen, erhöheten den Eindruck. Die Philosophie war größtentheils ein Gewebe von Mythen, und schwärmte in Bildern, anstatt in Begriffen zu denken. Das ästhetische Gewand umhüllte alle bürgerliche Angelegenheiten, alle Volksfeste. Die schönen Formen prägten sich in den Kleidungen, Meubeln, selbst in den kleinsten Wirthschaftsgeräthen aus. Der Grad der Schönheit war zwar bey allen Völkern sehr verschieden, von den rohen Barbaren an, bis zu den gebildeten Griechen und Römern; aber alle früheren Nationen standen unter dem mächtigen Einfluß der ästhetischen Kunst. Jetzt fängt hingegen die subjektive ästhetische Ansicht der Dinge, und die darauf beruhende Zauberkraft der Kunst an hinzuschwinden. Bey der Zunahme der Geisteskultur, welche Preß-, Denk- und Religionsfreiheit, Buchdruckerkunst, die ausgebreite-

ten Handlungen, und die Schiffahrt, die großen Entdeckungen in der Naturkunde, die geläuterte Erziehung, der zweckmäßige Unterricht, die sich immer weiter ausbreitende Herrschaft der Philosophie sehr begünstigt haben, wird die objektive philosophische Ansicht der Dinge immer herrschender, welche die Bilder der Phantasie nur als Empfehlung der Gedanken des Verstandes liebt. Man richtet seine Aufmerksamkeit bey den Gegenständen mehr auf das, was man dabey denken kann, als was sich dabey empfinden läßt. Man erblickt daher eher das Nützliche als das Schöne; liebt mehr die Zweckmäßigkeit der Materie als der Form. Anstatt die Kunstwerke zu genießen, kritisiren wir dieselbe. Ein kleiner Fleck verursacht oft einen größern Eindruck, als die schönsten Stellen. Man kann daher sagen, die Begriffe vertreten die Stelle der Gefühle, die Wissenschaften herrschen statt der Künste. Alles ist intellectual. Der Unterricht erfolgt nicht durch das lebendige Wort der Weisheit; sondern der nüchterne Gedanke des todten Buchstaben vertritt dessen Stelle. Wenigere Zeit widmet der Deutsche, (der mehr kalte Vernunft, als heftige Sinnlichkeit, mehr reelle Gründlichkeit als Schönheitsgefühl und Zierlichkeit hat), der Bildung des Geschmacks. Statt der Hu-

maniora studirt er größtentheils nur Brodwissenschaften. Das Nützliche hat bey ihm einen entschiedenen Vorzug vor dem Schönen. Die Religion verschmäht den Schmuck der Einbildungskraft, und strebt durch nackende Worte, durch die magere Ceremonie, den Sinn der Wahrheit zu versichtbaren. In Gerichtshöfen darf nicht die Kunst, sondern nur ein Argument des Verstandes das Recht empfehlen. Die ganze Staatsverwaltung ist nur ein Werk des Verstandes. Der verschlungene aber heilsame Mechanismus des Innern eines Staats erlaubt selten der schönen Kunst Zutritt, noch seltener Einfluß. Kunstgegenstände sind nur selten, selbst in den größten Städten, dem Auge des Volks sichtbar; wenn man an Athen, Rom und viele andere Städte denkt, wo jeder bedeutende Fleck und fast jede Straße mit Denkmälern der Kunst prangte. Volksfeste und Prozeßionen finden selten und oft nur in einfacher und dürftiger Gestalt statt. Alles dies schwächt den Einfluß der Künste immer mehr. Sie dienen jetzt, anstatt wie ehemals, zu herrschen. Man duldet sie nur als Empfehlungsmittel des Wahren und des Guten. Selbst in Kunstwerken suchen wir auf dem Wege des Verstandes Nahrung für das Herz. Viele Trauer- und Lustspiele erhalten oft nur Beifall wegen der darin eingestreuten Senten-

zen. Ein Lehrgedicht von Schiller wird mehr gesucht, als eine Ode von Ramler oder Klopstock, die wie der Meßias eine für die Poesie beynahe zu hohe Intellectualität athmen.

Schiller hat in seiner Elegie, die Götter Griechenlands, den Contrast des ästhetischen Zeitalters mit der intellectuellen Stimmung des jetzigen Jahrhunderts sehr schön geschildert, und in mancher Hinsicht das Hinwelken der ästhetischen Kunstblüthe und mit ihr deren edle Wirksamkeit bejammert. Doch unsere wissenschaftliche Kultur, welche die Kunst mordete, hat dafür den Sinn für das Wahre und Gute geschärft, und uns auf einen höhern Grad der Bildung gebracht, als je die Griechen kannten, und hat uns politisch und bürgerlich glücklicher gemacht. Wenn das Nützliche mit dem Schönen, das Geschmackvolle mit dem Gründlichen sich mehr vereinigen, Kunst und Wissenschaft den Menschen harmonisch bilden werden; dann wird die Schillersche Elegie in einen Hymnus der Freude sich verwandeln. Wir dürfen die kühnsten Hoffnungen in dieser Hinsicht für die Zukunft hegen, da, wie wir in folgenden Abschnitt sehen werden, die Liebe zu den ästhetischen Formen, eine Folge der weiter steigenden Geisteskultur, immer mehr zunimmt, und in

den edlen Formen, die man selbst den alltäglichsten Gegenständen zu verleihen anfängt, sich versichtbaret.

3) Die zunehmende Intellectualität hat den Einfluß der bildenden Künste auf Moralität, wegen ihrer nur wenig bedeutsamen Beziehungen, beynahe ganz vernichtet. Sie sind nur Zierden in den Prunksälen der Großen, und schöne Tapeten in Putzstuben der Privatleute, welche man wegen der Kunst allenfalls bewundert, aber selten zur Veredlung des Herzens auf sich einwürken läßt. Die Antikenkabinette, Musäen und Bildergallerien öffnen sich nur zum Studium der Künstler und zum Bewundern und Anstaunen des neugierigen Reisenden. Selbst der größte Theil unserer musikalischen Compositionen, was sind sie anders, als feiner Ohrenkitzel, wo wir bald die Fertigkeit des Künstlers, bald die künstlichen Melodien und wunderbare Setzung der Harmonie bewundern, und hingegen leer an Gefühlen ausgehen. Nur die redenden Künste in Poesie und Prosa haben durch die Buchdruckerpresse einen weit verbreitenden Einfluß. Aber man schätzt sie auch hier nur selten um ihrer selbst willen, sondern nur als deutliche und anmuthsvolle Lehrerin des Wahren und des Guten.

Ihr Einfluß auf die Gemüther unserer Zeitgenossen zu Gunsten der Sittlichkeit ist wohl nicht zu verkennen. Ihre lebendigen Schilderungen der Liebenswürdigkeit der Tugend und der Häuslichkeit des Lasters in Dramen, Erzählungen und Gedichten, können zur Tugend hinführen. Die schöne Kunst, welche (nach Schillern) das ernste Leben in Fröhlichkeit verwandeln soll, kann einen heitern vergnügten Sinn erzeugen. Die Darstellung der größtentheils verborgen bleibenden häuslichen Tugenden, deren ruhmvolle Siege über das Laster, kann mit Muth zur Bestechung ähnlicher Prüfung aufmuntern; die Scenen unverschuldeter Leiden guter und verdienstvoller Menschen können zur Menschenliebe, Humanität und Wohlthätigkeit auffordern. Durch Verspottung der Thorheiten der verdienstlosen dummen und anmaßenden Menschen, kann vielleicht manche Thorheit unter den Deutschen sich verlieren. Ohne Zweifel haben, um Beispiele anzuführen, Islands Familienstücke, Starks häusliche Gemälde, häusliches Glück befördert, Gedichte und Romane von Göthe, Schiller und Jean Paul Sinn für Humanität genährt; haben Kotzebue, Lafontaine Gutmüthigkeit, zarte Theilnahme verbreitet. Ein Musäus, ein Müller, ein Jünger, manche Thorheit aus der Welt herauslachen heifen.

Diese guten Wirkungen unserer bessern Schriftsteller aber, hat der schlechtere Theil der Dichter und Prosaiker, in schmutzigen Romanen, in Gedichten mit den obscönen Darstellungen der bildenden Künste in Gemeinschaft, sehr verringert. Sie verfälschten die Schönheit durch eine starke Einmischung sinnlicher Reitze. Durch liebliche Schilderungen unreiner Scenen befleckten sie die Phantasie, und erweckten durch Ausmahlung wollüstiger Details, die schlummernden Triebe der Sinnlichkeit reitzten dadurch zum Libertinismus und setzten alle die Untugenden in Wirkungen, welche denselben gewöhnlich zu begleiten pflegen. Obgleich die Poesie und Redekunst jetzt eine weit größere moralische Tendenz hat, als im Alterthum, so möchte der Genfer Philosoph doch wohl noch ferner, nicht ganz ungegründet den Zweifel hegen dürfen, ob der jetzige Zustand der schönen Kunst mehr die Tugend oder das Laster begünstige? Zu beyden Behauptungen dafür und dagegen würde unsere schöne Literatur und die Darstellungen der Zeichen- und Mahlerkunst reichliche Belege darbieten.

Dies bisher gesagte gilt nur von den gebildeten Ständen. Die mindergebildeten, zu denen ich die ganz niedrigsten Volksklassen geselle,

können aus Mangel an Geistesbildung nicht die schönen Kunstwerke beurtheilen. Sie würken auf seine Moralität nur im Dienste der Religion. Nur hier können sie, indem sie das Herz rühren und den jedem Vernunftwesen gemeinschaftlichen Sinn für das Ewige und Unendlicherhabene beleben, zu Gunsten seiner Sittlichkeit einfließen. Sonst gelten ihm nur Gedichte und Romane als ein angenehmer Zeitvertreib, die Musik nur als eine nothwendige Dienerin des Tages; das Schauspiel in allen seinen Zweigen nur als eine Gaukeley, wie die losen Künste der Seilentänzer; und die Werke der bildenden Kunst als Wand- und Stubenverzierungen, an denen nur wollüstige Scenen seine Aufmerksamkeit rege machen. Bey dem immer mehr zunehmenden Religionsindifferentismus wird der Einfluß der schönen Künste auf Sittlichkeit des großen Haufen noch weit geringer werden. Die Erfahrung bestätigt auch diesen Satz. Als der religiöse Geist noch unter Katholiken und Protestanten wehte, da erfüllte eine Paulskirche im gothischen und eine Peterskirche im griechischen Prachtstyl den Menschen mit Ehrfurcht gegen den sichtbaren Sitz der Gottheit: da erhob ein kraftvoller Choral, von Instrumentalmusik begleitet, die Andacht, da begeisterte ein rührendes Wort in der simpel-

sten und schlichtesten Rede den Hörer mehr zu guten Thaten, als jetzt die schönsten und geschmackvollsten Sermonen; da trösteten und erbaueten kräftige Bibelsentenzen (z. B. 1 B. Mose 15, 1. Ps. 68, 21.) und Liederverse. Jetzt ist der Gesang edler, die Beredsamkeit geschmackvoller, die Kirchengemälde prangen in höhern und reinern Styl, die Exegese ist klarer, die Einsicht in religiöse Wahrheiten heller; und doch freuet sich ihrer edlen Würkungen mehr der Zuschauer als der Theilnehmer. Denn der religiöse Geist, der allen diesen Leben und Kraft gab, ist entwichen. Statt der religiösen Ansicht der Wahrheiten fängt die philosophische unter der Mehrheit an zu herrschen. Sie will die Wahrheit prüfen und unabhängig von jeder Autorität, (und wäre es eine göttliche) sich selbst zu ihren Handlungen bestimmen. Aber mit tausend Schwierigkeiten ringt sie. Es fehlt jetzt noch der arbeitenden, also der größten Menschenklasse an Muße zur weitern Selbstbelehrung. Die mechanische einförmige Beschäftigung stumpft den Geist ab. Die ästhetische religiöse Ansicht liebt er nicht, ob er sie gleich nicht entbehren kann. Die rationale objektive Ansicht wünscht er, weil er das Bedürfniß fühlt, aber noch ist die Philosophie, den moralischen Theil des Kantischen Systems abgerechnet, zu sehr von den Fähig-

keiten und Bedürfnissen des Volks entfernt. Vielleicht führt die immer mehr sich verbreitende Geisteskultur durch den religiösen Indifferentismus hin zu einer reinern und edlern Religiosität, welche den schönen Künsten ihren wohlthätigen Einfluß auf Sittlichkeit in allen Ständen wieder verschaffen wird.

Zweyter Abschnitt.

2) In wiefern erleichtert und begünstigt der gegenwärtige Zustand der schönen Künste, das Streben unserer Zeitgenossen und besonders der Mindergebildeten zu einer höhern ästhetischen Kultur.

Weit bedeutender als der Einfluß der ästhetischen Kunst auf Sittlichkeit, ist der Erfolg, den sie auf die ästhetische Kultur der Deutschen gehabt hat. Ich werde nun den Zustand der Künste darlegen und ihren Einfluß zeigen.

I. Die redenden Künste, Poesie und Beredsamkeit in allen ihren Zweigen

haben sich unendlich vervollkommnet. Eine gründliche und geschmackvolle Philosophie, wie sie durch Leibnitz eingeleitet und durch Wolf, Bilfinger, Baumgarten und Mendelsohn ver-

vollkommnet, und zum allgemeinen Gebrauch bereitet ward, lehrte den Deutschen Gründlichkeit. Das Studium der Humaniora, welche größtentheils das Studium der alten Klassiker bey den Griechen und Römern in sich begreift, gesellte zum Gründlichgedachten die schöne Darstellung. Der Vorwurf, den Friedrich der Große den Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts machte, litt gar keine Anwendung auf die redenden Künste der zweyten Hälfte. Ein Gellert, Haller, Schlegel, Weiße eröffneten die Bahn der Dichter. Wieland, Ramler, Klopstock, Göthe, Schiller und viele andere folgten. Welchen großen Einfluß sie auf Bildung des Geschmacks gehabt haben, ist daraus zu ersehen, daß mittelmäßige Dichter, wie sie vor Gellerten zu hunderten Beyfall erhielten, weiterhin ihr Glück zu machen gar nicht mehr im Stande waren. Nebst ihnen haben die Prosaiker sich in allen Gattungen der Redekunst hervorgethan. Ein Garve, Engel, Mendelsohn, Wieland, Jakobi, Reinhold und Lessing, durch populäre Eleganz in philosophischen Schriften; ein Müller, (Verfasser der Schweitzer Geschichte,) ein Schiller und ein Schmidt in geschmackvoller Bearbeitung der Geschichte: ein Göthe, Lafontaine, Huber, Müller (in Itzehoe), Nicolai und

noch mehrere andere in ihren geschmackvollen Romanen. Diese nebst der Lektüre die besten französischen und englischen Schriftsteller haben sehr auf die Verfeinerung des Geschmacks in allen Zweigen der litterarischen Darstellung gewürkt. Welche erhabene Beredsamkeit herrscht in den Predigten eines Reinhard, welche elegante Popularität in den Predigten eines Löffler und so vieler andern, welche reine korrecte und fließende Sprache hat sich selbst in Erbauungsschriften, Gesang und Gebetbüchern geschlichen. Welche geschmackvolle Veränderungen sind in der Liturgie der Protestanten und selbst in katholischen Ländern (durch Werkmeistern) erfolgt.

Diese ästhetische Eleganz hat sogar in der ehemals so pedantischen Juristensprache Eingang gefunden. Man hat mit vielem Glück angefangen, die lateinischen Ausdrücke auszumerzen und in einem korrecten Deutsch, juristische Schriften zu schreiben, die Verhandlungen und Protokolle, in Gerichtshöfen abzufassen. Die vorher dem Layen ungenießbare Waare wird jetzt mit Vergnügen verdaut. Wer lieset nicht gern die eben so elegant als gründlich geschriebenen Annalen eines Kleins, wer ergötzt sich nicht darin, an dessen eben so tiefen als wahren psychologischen Entwickelung des Menschen in Hinsicht auf Kriminal-Verbrechen. Wer schätzt

nicht Amelangs geschmackvolle und tief geschöpfte Vertheidigung in den Prozeßakten des Gielsdörfer Schulz. Wie viele Schriften über praktische Lebensweisheit, Sittenlehre, Politik, Geschichte in Briefen, Romanen, Komödien erscheinen nicht, denen zwar oft der Geist, aber doch gewiß nicht eine (nach französischen Mustern elegante Darstellung fehlt. Die Buchdruckerpressen vervielfältigen diese Produkte. Die vielen Leseinstitute und Leihbibliotheken erleichtern dem leselustigen Publikum seine Absichten. Die Liebe zur Lektüre und Romane und selbst die Liebhaberey an theatralischen Vorstellungen nimmt in den kleinsten Städten, sogar unter den mindergebildeten Ständen sehr zu. Daß dies alles den Geschmack des Volks sehr bildet, ist unbezweifelt, aber auch die Moralität?

In Hinsicht auf die mindergebildeten Stände hat sich dieser Einfluß ebenfalls sehr verbreitet. Wie viele Volksschriften haben nicht zum Gegenstand die untersten Klassen des Bürgers und Landmanns zu bilden. Die Volksschullehrer, welche in den Seminarien gebildet wurden, haben einen richtigen Geschmack in Bearbeitung von Briefen, Berichten und Aufsätzen über Gegenstände aus dem Gesichtskreise ihres Standes gebracht. Richtig und schön lesen und schreiben ist Bedürfniß. Man vergleiche damit

den Zustand des Volks, das Wohlgefallen an geschmacklosen Büchern, Gedichten, Briefen (bey Kindtaufen und Hochzeiten) vor 50 Jahren. Welch ein ungeheurer Abstand.

II. Die bildenden Künste erhielten Nahrung durch die Prachtliebe der Fürsten.

Ludwig der XIV. war der allgemeinen Maecen von allen europäischen Gelehrten und Künstlern. Er errichtete Mahler- und Bauakkademien, Gemälde- und Bildergallerien, verschönerte die Palläste durch Statüen und Gemälde; Paris und Versaille durch schöne Gebäude. Die deutschen Fürsten ahmten ihm mit Verschwendung nach. Nur politische und ökonomische Bedürfnisse hemmten ihre Prachtliebe. Friedrich der Zweyte war in Hinsicht des Geschmacks der Ludwig der XIV. des achtzehnten Jahrhunderts. Ihm folgten mehrere deutsche Fürsten in Sachsen, Hessen, Bayern und andern Ländern nach. Er weckte durch Gemälde- und Statuensammlungen, Erbauung schöner Palläste, durch die Verschönerung von Berlin und Potsdam den Geschmack in den bildenden Künsten. So wie die Buchdruckerkunst, die Lektüre, so vervielfältigte die Kupferstecher- und Aetzkunst. Die Liebhaberey an schönen Formen. Der Begüterte schmückte mit theuren

geschmackvollen Kupferstichen seine Gastzimmer, setzte die durch Gypsabdrücke vervielfältigten Abgüsse von antiken Vasen, Brustbildern und Statuen in seine Wohnung. Alles dies hat ein geschmackvolleres Kostum bis in die untersten Stände verbreitet.

In Hinsicht der Baukunst bemerkt man in den kleinsten Städten, nette und geschmackvollere Häuser. Man bauet kein Dorf, wo nicht auf ästhetische Ansichten Rücksicht genommen würde. Die Gartenkunst mit ihren Sommerhäusern, Hainen, Hügeln und Bächen hat sich zur ästhetischen Kunst hinaufgeschwungen. Hirschfelds klassisches Werk über die Gartenkunst, Grohmanns Magazin zu Ideen über Gartenanlagen, wird nicht blos sehr oft angetroffen, sondern auch noch öfters benutzt. Eben so sind fast alle Formen des altväterischen Kostums in den Hausgeräthen entschwunden. Alles modelt sich bis auf die kleinsten Gegenstände nach geschmackvollen Zeichnungen. Man betrachte die Mahlerey der Stuben, die Formen der Oefen, der Meubels, Spiegel, Sopha, Tische, Stühle, selbst des irdenen und porzellainen und Glasgeschirres, vergleiche sie mit der plumpen Geschmacklosigkeit der großväterlichen Formen, und man wird erstaunen.

Die ästhetische Bildung der Deutschen durch die zeichnenden Künste hat ferner in der Form der Kleidertrachten eine sehr große Reform veranlasset. Sie hat den altgothischen Zuschnitt bey den niedern Ständen und den steiffranzösischen bey den höhern und mit demselben fast alle dem Auge sehr widrige Trachten verbannt *). An ihrer Stelle erscheint immer mehr ein dem Körperbau und dem Geschmack angemessenes Kostum, das sich in der weiblichen Welt immer mehr den griechischen Kleiderformen nähert. Wer die allmähligen Reformen auf einmal übersehen und recht deutlich bemerken will, wie allmählig das Ueberflüssige am Kopf=, Leib= und Fußputz immer mehr wegfiel, das Unnatürliche und Steife immer natürlicher und ungezwungener; die Moden immer einfacher, edler, dem Körper und dem Klima (einige Uebertreibungen allzumoderner Herrchens und Damens abgerechnet) angemessener würden; der darf nur das schon einige Decennien fortlaufende Journal des Luxus und der Moden vom ersten bis zum letzten Hefte durchlaufen, und er wird über den Kontrast

---

*) Der Geschmack hat schon oft den Vorrang vor dem Bedürfniß. Er trotzt dem Klima des Nordens und der Gesundheit, besonders beym schönen Geschlecht.

vormaliger Moden mit der jetzigen erstaunen müssen.

Selbst die steifen militärischen Trachten, welche der König von Preußen Wilhelm der Erste einführte, (und wie man sie durch das Genie eines Schadov in idealischer Form veredelt an der Statue des Fürsten von Dessau in Berlin sehen kann), haben dem immer mehr verfeinerten Geschmack weichen müssen. Der Zopf, der sich dicht hinten am Wirbel des Kopfes drängte, liegt leicht und ungekünstelt in einer natürlichen Lage, statt der steifen Locken weht an der Seite ein fliegendes Haar. Selbst die Taille und der Kragen hat eine Umformung erlitten. Das will beym Militair, das gerne, sogar in Kleidertrachten, bey den einmal festgesetzten Etats bleibt, sehr viel sagen.

Auch auf körperlichen Anstand und Sitten nimmt man jetzt weit mehr als ehemals Rücksicht. Dies ist der Grund, wenn auch oft nur der Vorwand, warum die meisten Eltern ihre Kinder im Tanzen unterrichten lassen. Sogar in den kleinsten Provinzialstädten haben die Tanzmeister aus den niedrigsten Volksklassen sehr viel Zuspruch.

Selbst in Gesellschaft hat man sich des geschmacklosen, nichtssagenden Conversationsceremoniels zu entledigen angefangen. Sogar in

die Prunkgesellschaften der Großen ist eine freiere und ungezwungenere Etiquette eingeführt worden. Im Ganzen hat der grobsinnliche Geschmack an Sauf- und Freßfesten, der ehedem sehr herrschend war, ziemlich abgenommen; obgleich auch jetzt noch, wie einst bey den homerischen Göttern und Helden, der Weg durch den Magen zur Kopf und Herz intereßirenden Unterhaltung geht. Doch haben die Künste feiner und edler Genießen und Ergötzen an ästhetischen Vergnügungen finden lehren. Man unterhält sich durch geistreiche Gespräche, Musik und Gesang öfters und länger als ehemals.

Vokal- und Instrumentalmusik wird in allen Ständen immer einheimischer. In frühern Zeiten waren fast alle Künste, und mit ihr auch die Tonkunst, bey den Deutschen *) im Dienst der Religion, daher hatte man nur erhabene, im gemeinen Leben nicht sehr gangbare, religiöse Kantaten und geistliche Lieder. Endlich ging die Tonkunst aus den Sphären der Religion in das bürgerliche Leben über. Man komponirte Opern, komische Operetten, Concerte, Sonaten, Balladen und geistliche Lieder. Die großen

*) Im südlichen Europa blühte früher Volkspoesie und Volksmusik.

Meister, die in jeder Gattung aufstanden, ein Gretri, Mozart, Hayd'n, Reichard, Vanhall, Righini, Pleyel und viele andere beförderten ihre Aufnahme in Resourcen und Liebhaberconzerten. Vokal- und Instrumentalmusik wurden die unerläßlichen Bedingungen einer guten Erziehung. Man hat selbst den öffentlichen Chorgesang der Schüler sich verbessern und selbst hin und wieder in den gewöhnlichen Stadt- und Landschulen Singübungen anstellen sehen.

Diese Stimmung unsers Zeitalters, die zu Gunsten der schönen Künste immer mehr zunimmt, wird vielleicht der intellectuellen Kultur eine ästhetische Tendenz verleihen, welche zu Gunsten der Sittlichkeit von großer Wirksamkeit seyn kann. Man würde dann die Intellectualität der Deutschen mit dem Kunstsinn der Griechen in einem, in der Geschichte noch nie gesehenen, aber sehr wünschenswerthen Bunde sehen.

X
XII, 86 Ku/ fehlt

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerlach, Gottlob Benjamin

Philosophie

Posen u.a. 1804

Ph.u. 214
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045864-8